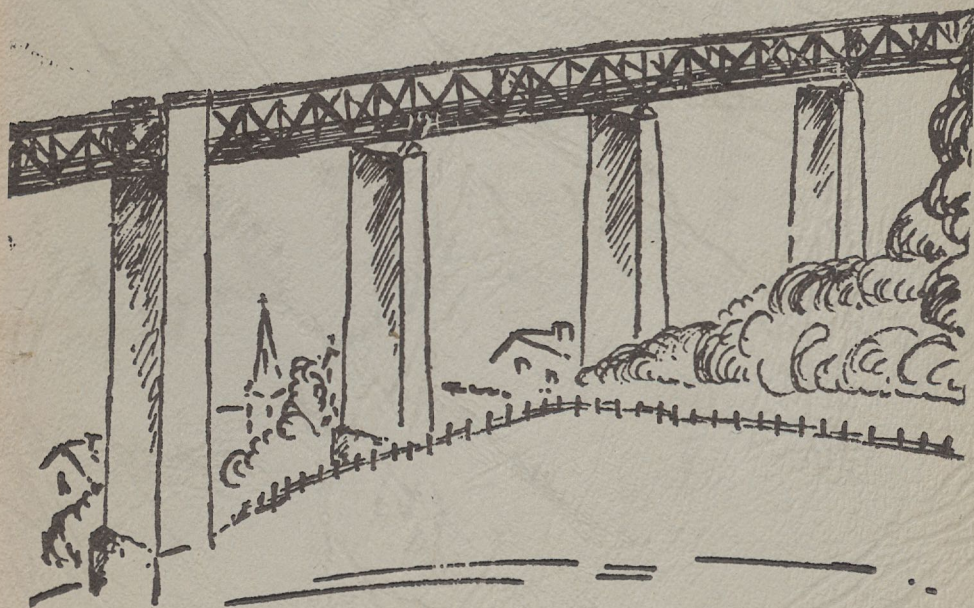


Im Göhlthal



ZEITSCHRIFT der *Notizen zur Postgeschichte von Neutral-Moresnet* 17

VEREINIGUNG 28

Kultur, Heimatkunde und Geschichte

№ 10

DEZEMBER 1971

Vorsitzender : Peter Zimmer, Kelmis, Siedlung P. Kofferschläger, 10.

**Sekretärin : Frl. Georgette Xhonneux, Neu-Moresnet, Lütticher Straße, 168
Tel. 59.467**

Lektor : Alfred Bertha, Hergenrath, Bahnhofstraße 20 b

Schriftleiter : Jules Aldenhoff, Gemmenich, Craborn 9 A.

Kassierer : Fritz Steinbeck, Kelmis, Kirchstraße, 20

Bankkonto 251.251 der Société Générale de Banque, Verviers (P.S.K. 695)

Die Beiträge verpflichten nur ihre Verfasser.

Alle Rechte vorbehalten.

Entwurf des Titelblattes : Frau Pauquet - Dorr, Kelmis.

**Diese Skizze zeigt den Moresneter Göhlviadukt sowie die Hergenrather
Hammerbrücke in ihrer ursprünglichen Form.**

Druck. : Jacques Aldenhoff, Gemmenich.

Inhaltsverzeichnis

Geschichtliches :

Franz Uebags, Kelmis	Aus der jüngsten Geschichte des Altenberger Grubenfeldes	4
Alfred Bertha, Hergenrath	Notizen zur Postgeschichte von Neutral-Moresnet	17

Erinnerungen und Gedichte :

Leo Homburg, Hauset	Bajeere	28
Hermann Heutz, Hauset (†)	Jugenderinnerungen - Heimkehr ins «Mutterhaus», erstes Schuljahr und letztes Kriegsjahr Volksschulzeit zwischen 1919 und 1925	31 36
Gérard Tatas, Gemmenich	Et Pæd va Alosse Jang	41
Gérard Tatas, Gemmenich	Der Champett van ajjen Eckske	42
Peter Emonts-pohl, Iserlohn (Raeren)	Die Wilde Jagd	44
Gérard Tatas, Gemmenich	Der Bohrer	46

Neue Bücher :

Alfred Bertha, Hergenrath	Auf dem Büchermarkt	48
---------------------------	---------------------	----

Foto-Quiz :

J. Demonthy, Neu-Moresnet	Kennst Du Deine Heimat ?	51
---------------------------	--------------------------	----

Aus der jüngsten Geschichte des Altenberger Grubenfeldes

von Franz Uebags

Grube Eschbroich (1)

Wenn man vor ungefähr vierzig Jahren die Grünstraße, das heißt die Straße über Schnellenberg nach Welkenraedt entlang ging, lag ganz nahe bei der zweiten Kreuzung, an der rechten Seite, eine weitere Grube der "Vieille Montagne", und zwar "Eschbroich". Dieser Name ist den meisten Bewohnern der hiesigen Gebiete völlig unbekannt. Wird über Eschbroich heute gesprochen, empfindet man sogleich, daß keiner weiß, worum es sich handelt. Selbst manche ältere Leute, die es wissen müßten, geben zu, den Namen nie gehört zu haben. Alle stellen sie die Frage : "Was ist das ? Wo war das ?" Von Grube Schmalgraf wissen sie, sind aber erstaunt, wenn sie jetzt erfahren, daß sich in ihrer Nähe noch ein Erzbergwerk befand. Der stolprige und schlecht unterhaltene Weg, der da hinaufführte, wurde wenig begangen und dürfte auch ein Grund sein, weshalb Eschbroich nicht so allgemein bekannt gewesen ist. Man sah weder hohe Bauten noch Schornsteine, die eventuell darauf hätten hinweisen können, daß man in der Nähe einer Grube war. Wuchsen die Hecken hoch hinauf, lag sie ganz versteckt und manch einer ist daran vorbeigegangen, ohne sie zu bemerken. Jeder, der durch Zufall das kleine Unternehmen ausfindig machte, schüttelte den Kopf und sprach für sich : "Jösses, wat e kle Küllsche !" (Herrgott, was ein kleines Grübchen). Wie dem auch sei, hier trifft das altbekannte Sprichwort "Schein trügt" wirklich zu, denn war auch das Werk klein, so ist seine Geschichte umso größer und interessanter.

Wo lag die Grube Eschbroich ?

Dieses Werk, eigentlich das bescheidenste und primitivste der Gesellschaft des Altenberges, lag auf dem Gebiet der Gemeinde Lontzen, 500 m südwestlich der Schwestergrube Schmalgraf, in der Wiese des Bauerngutes Henri Corman-Radermacher, heute Richard Bosch-Corman. Über die Halde von Schmalgraf führte ein Pfad, der durch die Wiesen des genannten Gutes lief,

(1) Im Plattdeutschen "Eischbröck"

um in einigen Minuten das Werk zu erreichen. Der Haupteingang befand sich rechterhand, etwa 100 Meter hinter der Kreuzung der Wege Neu-Moresnet-Welkenraedt und Montzen-Lontzen. Es war so, daß sich jeder, der dorthin mußte, seinen eigenen Weg bahnte, um so schnell wie möglich am Arbeitsplatz zu sein. Man kletterte über Hecken und Stacheldraht, um so einige Meter zu gewinnen. Wenn es keiner sah, war alles erlaubt.

Die Inbetriebnahme

Ins Leben gerufen wurde Eschbroich im Jahre 1882, zur Zeit als die Leitung der Abteilung Moresnet Direktor Oskar Bilharz anvertraut war. Nun öffnete die Vieille Montagne schon die dritte Grube innerhalb 15 Jahren, da Schmalgraf 1867 und Fossey 1878 entstanden waren. Dadurch gab es immer mehr Arbeitsplätze in unserer Gegend. Dem Bergmann, der damals jenseits der Grenzen in den Kohlengruben sein Brot verdienen mußte, war nun Gelegenheit geboten, dasselbe unweit seines Heimes zu tun. (1)

Die Betriebsleitung

Zu Beginn hat die kleine Zeche keinen eigenen Betriebsführer gekannt. Steiger Blissenbach von der Nachbargrube Schmalgraf oblag die Aufgabe, dann und wann hier in die Tiefe zu steigen, beziehungsweise eine Inspektion vorzunehmen, ob die Arbeiten fach- und sachgemäß verliefen. Dann besprach er die Lage mit den beiden Oberhauern und erteilte ihnen die nötigen Anweisungen. Wenn sie seiner Hilfe bedurften, stand er stets gern mit Rat und Tat zur Seite. Natürlich wurde das auf die Dauer für Herrn Blissenbach zuviel. Desto größer die Werke, desto größer wurden auch die Verantwortungen. Das sah die Direktion ein. Sie beschloß, dieses Amt dem Leiter der Grube Fossey, Herrn Hubert Heuschen, zusätzlich zu übertragen. Damit stellte man Herrn Heuschen auf eine harte Probe, zumal die beiden Werke ziemlich weit voneinander gelegen waren. Der neue Chef, ein Mann, dem an Verantwortung einiges gelegen war, tat gewissenhaft seine Pflicht und Schuldigkeit, bis zur Schließung der Grube Fossey im Jahre 1923. Nun galt sein

- (1) Mein Großvater (geb. 1854) hat mir des öfteren erzählt, daß die Männer von hier nach Höngen in die Gruben arbeiten gingen. Sie gingen von Kelmis bis Aachen - Nordbahnhof zu Fuß und nahmen dort den Zug.

voller Einsatz der Grube Eschbroich allein. Lange Jahre blieben ihm die Kelmiser Oberhauer, die Herren Mathieu Lavallo und Wilhelm Schmetz, eine gute Stütze. 1926 trat er in den Ruhestand und verstarb 1928. Ihm folgte im Jahre 1927 der von Schmalgraf kommende luxemburgische Steiger Kalbreier. Seine Amtszeit währte nicht lange, denn vier Jahre später, im Jahre 1931, konnte auch Eschbroich der Schließung nicht entgehen.

Das Grubengelände

Der Mini-Grubenkomplex, so würde man heutzutage sagen, lag auf einem niedrigen, lehmigen Hügel, der aus extrahiertem Boden entstand. Darauf stand ein einziger, etwas längerer Fachwerkbau, der wie eine Halle aussah; vom Dach ragte ein kleines baufälliges Türmchen hoch. Darin war eine Glocke verborgen; sie hatte im Laufe der Zeit den Namen "Betglocke" erhalten, weil sie bei Schichtbeginn die Bergleute zum gemeinschaftlichen Gebet rief. Etwa vier bis fünf Meter vor dem Grubengebäude sank ein enger Schacht in die Tiefe. Darüber stand der armseilige, aus Holz gezimmerte, zwei bis drei Meter hohe Förderturm, in dem nur ein Förderkorb an einem Drahtseil hing. Am Bau des Korbes konnte man sofort feststellen, daß er für die Förderung von Personen nicht geeignet war. In der obersten Ecke des Geländes lag das dauernd benötigte Grubenholz. Weil das Ganze mitten im Weideland lag und nur mit Pfählen und Stacheldraht abgezaunt war, kam es des öfteren vor, daß das grasende Vieh den Zaun durchbrach. Die Tiere suchten hier Schutz gegen Regen oder Sonne. Der Übertagearbeiter trieb sie alsdann in die Wiesen zurück, reparierte die Umzäunung ohne viel Aufhebens und fand sich damit ab, daß dieses alles mit zum Werk gehörte. Weder Maschinen noch Motorenlärm störte die bemerkenswerte Stille. Bei Schichtwechsel kam ein bißchen Leben auf den Platz, aber nur solange, bis alle entweder nach Hause gegangen oder in die Tiefe gestiegen waren. Betrachtete man Eschbroich vom Wege aus, hatte man eher den Eindruck, bei einer Kapelle als bei einer Grube zu sein. Wer sie gekannt hat und sich ihrer noch erinnert, muß zugeben, daß das Werk sich in der Bauart gänzlich von den andern unterschied und als Ansicht ein idyllisches Bild bot.

Was tat sich über Tage ?

Nur ein einziger Tagelöhner arbeitete oberirdisch, ganz mit Gemach. Er mußte alles können und selbstverständlich auch alles tun, sozusagen das Mädchen für alles spielen. Es war seine Sache, alles auf Lager zu haben, was der Bergmann für die Ausführung seiner Arbeiten brauchte. Das Steigerbüro, den Wasch- und Ankleideraum, das Magazin, den Maschinenraum und die Lampenbude mußte er ebenfalls sauber halten. Ferner reinigte und füllte er die Karbidlampen. Deswegen gab es öfters heftige Auseinandersetzungen. Die Bergleute, die ein Fahrrad besaßen, benötigten Karbid für dessen Lampe und versuchten auf raffinierte Art und Weise sich dasselbe zu besorgen. Die Grubenlampe wurde nach Empfang entleert und der Tagelöhner bezichtigt, dieselbe nicht neu gefüllt zu haben. Dieser verteidigte sich zu Recht, so daß ein Wortwechsel nicht ausblieb. Im Magazin, bei der Ausgabe von Nägeln, Schaufeln, Schrauben, u.s.w. konnte er nicht wachsam genug sein. Nur wer im Besitze eines vom Steiger ausgestellten Bestellscheines ("ene Bong") war, konnte das Erwünschte erhalten. Wer was für sich brauchte, besser gesagt, klauen wollte, wandte gleichwelchen Trick an, an das Gewünschte heranzukommen, ohne auf die Verantwortung des Lagerhalters Rücksicht zu nehmen. Wie oft versetzten ihn seine Kollegen in die heikelsten Situationen, wenn bei Inventur seine Lagerbestände ein Manko aufwiesen. Das Gros der Belegschaft nahm mit nach Hause, was nicht niet- und nagelfest war. "Die Gesellschaft hat's ja doch", hieß die Parole, und alle hielten fest an dem Ausdruck : "Der Herr ist mit dir und du gehst mit mir." Jeder, der nach Feierabend den Heimweg antrat, wollte bepackt sein ; man machte sich daraus eine Gewohnheit, die tatsächlich bei der ganzen Firma zur Tradition wurde. Direktor Timmerhans soll sogar zu einem Bergmann, der wegen einer Lohnerhöhung bei ihm vorsprach, gesagt haben, daß er auch zusätzlich alle Tage eine Kleinigkeit mit nach Hause nehme. Daraufhin habe der Arbeiter seinen Vorgesetzten davon überzeugen wollen, daß er sowas nicht täte. Ruhig und lächelnd habe dieser ihm alsdann erwidert : "Dann haben wir wenigstens einen bei der Gesellschaft, der nicht stiehlt."

Dem Übertagearbeiter oblag es ebenfalls, das von den Häusern bestellte Grubenholz nach Maß zu sägen. Mit Eimern

schleppte er vor Schichtende Wasser heran, um die Waschbeken zu füllen. Die stumpfen Bohrer brachte er täglich zum Schleifen nach Schmalgraf und holte sie wieder zurück. Auch war es seine Aufgabe, die kleine Fördermaschine zu bedienen. Angetrieben wurde sie mit Preßluft, die unterirdisch von Schmalgraf nach hier geleitet wurde. Alles, was der Bergmann in der finsternen Erde an Nachschub haben mußte, ließ er durch den kleinen Schacht hinunter.

Nachdem der Vorgesetzte, Steiger oder Oberhauer, seine Runde in der Tiefe beendet und zurück an die Oberfläche gekommen war, erledigte er seine schriftlichen Arbeiten. Die Direktion verlangte täglich einen geschriebenen Bericht zur Lage, um dauernd im Bilde über die Geschehnisse des Tages zu sein. Dieser Bericht wurde in ein Tagebuch geschrieben, in eine Blechkassette gelegt, die mit einem Vorhängeschloß verschlossen war, und von einem Überbringer im Büro des Direktors oder des Grubeningenieurs Bleyfusz in Kelmis abgelegt. Nach Überprüfung desselben schrieben diese Herren dann ihr Gutachten, neue Anordnungen und Befehle an die Grubenleitung hinein. Am nächsten Morgen nahm derselbe Mann, der es brachte, es wieder mit zur Grube. Wäre auf dem Werk ein Telefon gewesen, hätte diese Schreiberei den Steiger nicht soviel Arbeit und Zeit gekostet. Der Grubeningenieur traf zwei- bis dreimal im Jahre auf der Zeche ein, um mit den Verantwortlichen eine gemeinsame Inspektion zu machen. Das Auszahlen der Löhne erfolgte wie überall an jedem 6. und 20. des Monats.

Die Arbeitseinteilung

Die Arbeitszeit verteilte sich in zwei Schichten, Früh- und Nachmittagsschicht. Von Nachtschicht ist nie die Rede gewesen. Die durchschnittlich 40-köpfige Belegschaft begann morgens um 6 und nachmittags um 14 Uhr. Zum Feierabend läutete es um 14 und 22 Uhr. Bei Schichtbeginn erklang das Geläut der Betglocke durch die Gegend und mahnte zum Gebet. Die Kumpels versammelten sich im Umkleideraum, andächtig ihr Gebet zu sprechen. Vor der ersten Schicht erhielt jeder Neuling eine Abschrift desselben und man bat ihn, es auswendig zu lernen. Nahmen jüngere Kumpels aus Lauheit, das gab es auch schon in den zwanziger Jahren, nicht am Gebet teil, so grämten sich die

Ältern und unternahmen alles Erdenkliche, die Abtrünnigen wieder für das Gebet zurückzugewinnen. Solche, die von Beten überhaupt nichts hielten, forderte man auf, den Raum zu verlassen oder sich äußerst ruhig zu verhalten. Diese Sitte blieb bis Toresschluß bestehen. Danach gingen alle, die keinen festen Posten hatten, ins Steigerbüro, wo der Steiger oder der Oberhauer die Arbeitsplätze verteilte, Anweisungen gab und die Bestellscheine für Material aushändigte. Die bekam natürlich der Mann über Tage, der das Bestellte mit der zischenden Fördermaschine nach unten besorgte. Erzählt wird, daß ein Maschinist, der mit der Förderung nicht ganz vertraut war, die Maschine nicht mehr zum Stillstand brachte und den ganzen Holzturm von der Stelle riß. Derartige Überraschungen, woran meistens der Schnaps schuld war, kamen nicht nur einmal vor. Das bezeugt, wie gutherzig und großzügig die "Vieille Montagne" den Arbeitern gegenüber gewesen ist, denn wo über solche und noch viele andere Sachen so einfach und gelassen hinweggeschaut wurde, konnte es für die Arbeiter nicht so schlecht sein, wie immer wieder behauptet wurde.

Die verschiedenen Schächte

Außer dem schon erwähnten Förderschacht besaß Eschbroich noch zwei weitere, die der Bergmann Kletterschächte nannte. Einer davon, Schacht VII, der meistgebrauchte, führte 50 Meter vom Grubengelände in die Erde. Der zweite lag fünf Minuten weiter als das Werk, am Ort "Stinkert", und diente hauptsächlich als Luftschacht. Beide hatte man mit einer Bretterbude abgeschirmt, die an Sonn- und Feiertagen vorschriftsmäßig verschlossen blieb.

Teufe und Sohlen

Im Jahre 1928 hatte Eschbroich eine Teufe von 172 Metern erreicht. In der restlichen Zeit bis zur Stillegung hatte die Leitung davon abgesehen, tiefer zu sinken. Von 172 bis 157 Meter war alles Erz abgebaut. Die Sohlen lagen auf 74, 100 und 132 Meter Tiefe.

Das Klettern

Im Unterschied zu den anderen Gruben kannten die Bergleute von Eschbroich keine Seilfahrt. Das Absteigen in die Grube geschah durch die Kletterschächte. Dorthin gingen die Hauer, Lehrhauer und Hilfsarbeiter ("Manöver") in kleinen Gruppen. Sie wählten denjenigen, der am nächsten bei ihrem Arbeitsrevier mündete. Vor dem Abstieg zündeten sie ihre Lampen an, hingen das unentbehrliche Licht an ihren Hosenriemen, um zum Klettern beide Hände frei zu haben. Um das Brennen der Kleider und das Auslöschen der Flamme zu verhindern, ließ man sich einfallen, kleine Blechschirme zu fabrizieren, die mittels der Lampendruckschraube über dem Brenner, das heißt über der Flamme befestigt wurden. Etwas mußte erfunden werden, denn das Versagen der Beleuchtung ist das Unangenehmste, was dem Untertagearbeiter passieren kann. Wenn die Kletterpartie begann, stieg einer nach dem andern in die Fahrten. So hießen die Leitern, die schachtabwärts an den soliden Jochen (Vierkanthölzern) mit geschmiedeten Eisenhaken befestigt waren. (1) Diese Fahrten haben 3 Meter gemessen. Nach vier Leitern, die mit Laschen aneinandergeschraubt waren und dann aussahen, als sei es nur eine, kam ein Podest. Hier mußte zur nächsten umgestiegen werden. Das wiederholte sich so oft, bis man zu der Galerie kam, wo das Revier, der Arbeitsplatz lag. Das Absteigen konnte nur im gleichen Schritt und Tritt geschehen, anders gab's Schimpf und Fluchworte, sogar obendrein noch blaue Finger. Bei Anfängern schlugen aus Angst die Herzen unwillkürlich etwas schneller. Allerhand schlimme Vorstellungen gingen einem durch den Kopf : die Fahrten könnten brechen oder losgehen, es könnte einer die Lampe fallen lassen oder auch das Gezähe, das meist in die Rocktaschen gesteckt wurde, im Schacht könnten sich Steine absetzen, und ähnliches. Ratsam war, nie nach oben zu schauen, da die Gefahr bestand, daß man den Dreck, der sich von den Nagelschuhen der Männer löste, in die Augen bekam. Darum rieten die Alten immer : "Zähle die Sprossen der Leiter, dann kommst du am flottsten weiter". Es gab welche, denen die Übung nicht gut bekam. Diese gingen bis zur Grube Schmalgraf und fuhren hier ein, da die Verbindungsbahn es ihnen ermöglich-

(1) Diese Leitern waren aus Holz. In den anderen Gruben wurden die Holzleitern etwa um 1930 durch Eisenleitern ersetzt.

te, an ihren Posten zu gelangen. Das Aufklettern ging bequemer, jedoch mühsamer, denn nach getaner Arbeit mußte die letzte Reserve in Anspruch genommen werden, um endlich wieder das Tageslicht froh und heil zu erblicken. Mit dem Bergmannsgruß "Glück auf" war ja auch gemeint: "Komme glücklich wieder nach oben".

In der Grube

Unterirdisch zeigte sich, wie in allen Bergwerken, dasselbe Bild. Grube ist Grube, meinten die Kumpels, und wenn man in dem Loch drin sitzt, heißt es dafür sorgen, daß man wieder mit heiler Haut herauskommt. Es lag ein gewisser Unterschied in der Teufe, in der Ausdehnung, in den Einrichtungen und schließlich in der Quantität und Qualität des Rohmaterials. Eschbroich soll reichhaltige und kostbare Vorkommnisse aufgewiesen haben. Heute noch hört man sagen, wie herrlich es gewesen sei, wenn der Hauer vor Ort mit der Lampe das Gebirge abgeleuchtet habe. Nach allen Seiten hin habe es dann geglitzert, als sei das ganze Gestein nichts als Silber gewesen.

Der Bergmann war einzig und allein auf seine Karbidlampe angewiesen, weil das elektrische Licht fehlte und nie angelegt worden ist. Die Besorgnisse um den Grubenfeind Nr. 1, das Wasser, blieben hier der Gesellschaft erspart. Mithin waren kostspielige Pumpen nicht erforderlich (1). Nur einige Reviere wiesen Nässe auf. Da, wo das Wasser minimal durch das Gestein rieselte, mußten Hauer und Schlepper die Arbeit danach einrichten. Etwaige Schwierigkeiten oder Komplikationen verursachte das flüssige Element keinesfalls.

Wohin man schaute, drohten mächtige rotbraune Felsbrocken auf einen niederzufallen. Das seltsame, ungewisse Gefühl, das Ganze könnte einstürzen, plagte einen jeden, der das erste Mal die Grube bestieg. Ohne es zu wollen, guckte er stets nach oben, um festzustellen, ob sich nirgends was lockerte. Manche wurden das unsichere Gefühl nicht los und gaben sogar die

(1) Es gab nur geringe Wasserzuflüsse. Diese zu beheben, genügte anscheinend eine leichtere, nur in der feuchten Jahreszeit funktionierende Pumpe: sie war erst im Schachtsumpf der 73-Meter-Sohle des Jahres 1893 angebracht (Bericht von Direktor Ch. Timmerhans 1898), später auf der 100-Meter-Sohle (Beschreibung des Bergreviers Düren, Bonn, Vlg. Marcus und Weber 1902, S. 149).

Arbeit auf. Stollen und Bahnen waren durchgehend mit soliden Rundhölzern gestützt. Das Holz, das längere Zeit unter Tage stand, schimmelte und verbreitete einen üblen, modrigen Geruch. Betonierte Strecken oder Kammern hatte Eschbroich nicht. Auf 132, in einem fachmännisch verbauten Raum, stand eine durch Preßluft angetriebene Seilwinde ("Kapistong" genannt, vom frz. "cabestan"). Diese diente zum Sinken des Schachtes. Mit demselben sank und hob der Maschinist einen eisernen Kübel nach und von Endstation 172. Was der Mann im Schacht an Utensilien brauchte, ließ man in diesem Behälter zu ihm hinunter. Auch er selbst mußte sich, wie riskant es für ihn war, mit dieser Einrichtung zu seinem Arbeitsplatz befördern lassen. Die Berge (1) zog der Maschinist hoch, dann wurde sie verladen und nach Schmalgraf gebracht. Wegen der geringen Arbeiterzahl herrschte in der Grube eine auffallende Stille.

Wie wurde unter Tage gearbeitet ?

Der Arbeitsvorgang in dem primitiven Werk konnte nicht mit dem der Schwestergruben und viel weniger noch mit dem einer Kohlengrube verglichen werden. Dafür fehlte es an fortschrittlichen Anschaffungen, da solche bei der Entstehung nicht vorgesehen wurden. Es handelte sich tatsächlich um ein Unternehmen nach altem System, wo der Bergmann sich an die traditionelle Methode klammerte. Er konnte sich mit dem Neuzeitlichen nicht vertraut machen. Der Hauer vor Ort, im Querschlag oder in der Strecke arbeitete nach dem Schema, das ihm von seinen Vorgängern beigebracht und als das richtige empfohlen worden war. Der "Manöver" und manchmal sogar der Lehrhauer brachten das gewonnene Erz von vor Ort per Schubkarre bis zur nächstgelegenen Sturzrolle, da die gewonnene Blende der gesamten Grube für den Abtransport nach Schmalgraf bis zur Sohle 132 gekippt werden mußte. Wie schon erwähnt, besaß Eschbroich keinen vorschriftsmäßigen Förderschacht, deshalb diese Umleitung, den Stoff zum Bestimmungsort "Wäsche" zu schaffen. Das Fahren mit den Schubkarren in den Strecken hatte seine Eigenarten. Sie waren vollbeladen, schwer wie Blei, wie man sich ausdrückte. Durch die Last sank das gußeiserne Speichenkarrenrad in den schlammigen Gang ein und es kostete

(2) Berge : taubes Gestein, ohne nutzbare Metalle.

große Anstrengungen, von der Stelle zu kommen. Dem abzuhelpfen, wurde eine Bretterbahn angelegt. Bretter von 20-30 cm Breite reihte man aneinander und schuf so bequemere Schiebebahnen, die fortan keine Probleme mehr stellten. Bis zu den entferntesten Revieren führte eine Schienenbahn, worüber die Fahrjungen in Kippwagen kleineren Formates die teure Last an die Ablagerungsstellen rollten. Diese Wagen, drei an der Zahl und von ungewohntem Modell, vermehrten sich all die Jahre hindurch nicht. Sie waren speziell für Eschbroich angefertigt worden. Mit größter Wahrscheinlichkeit blieben sie bei Einstellung des Werkes im Schoße der Erde. Von der 100-Meter-Sohle nach 132 sanken drei Sturzrollen, wovon in den letzten Jahren nur zwei benutzt wurden. Nach Norden lagen die beiden Blenderollen und nach Süden die "Prattrolle" (1). An letzterer luden die Fahrjungen alle ungern. Das Zeug, das hier verladen werden mußte, wollte nicht auf die Schaufel und nicht von der Schaufel. Es war eine rotbraune, fettige Tonart, die der Bergmann Letten nannte. Mit dieser Masse hatte selbst der Hauer vor Ort oder in den Strecken eine harte Nuß zu knacken. Darin zu arbeiten, bereitete allerlei Schwierigkeiten, die zur Folge hatten, daß die Arbeit nur langsam und mühevoll vorwärtsging. Wie zu ersehen, traten in jeder Grube andere unangenehme Vorkommnisse auf. Das Bohren geschah nach alter Manier. Erst längere Zeit nach den anderen Bergwerken forderte die Grubenleitung die Preßluft-Bohrhämmer an. Bis dahin wurde mit dem "Queng" (vom frz. "coin" = Keil) gebohrt. Dieses Bohrgezähe, eine Stahlstange, die an einem Ende in einer scharf geschliffenen Krone endete, wurde durch Hammerschläge in die Felsmasse getrieben. Einer hielt das Werkzeug und der andere schwenkte den dicken Hammer. Am oberen Ende des Bohrers war ein Querloch. Dadurch steckten die Bergleute ein Stück Rundeisen, um bei jedem Hammerschlag der Stange eine viertel oder eine halbe Drehung zu geben und sie bei gewünschter Bohrtiefe besser herausreißen zu können. Traf so ein Schlag ins Leere, gab es Verwundungen an Hand oder Arm, und derbe Fluchworte hallten durch das Revier. Dieses Bohrverfahren hatte den Vorteil, keinen gesundheitsschädlichen Steinstaub aufzuwirbeln, und so

(1) "Pratt" = Schlammerde. Diese Schlammerde war eine rote Tonerde, die in der Gegend "rue Bonnes" genannt wird.

gefährdete es die Atmungsorgane des Menschen nicht. Zum Sprengen benutzte man auch das Dynamit. Bei der "Vieille Montagne" konnte jeder Hauer Sprengstoff abholen, die Schüsse laden und selber zur Explosion bringen. Das geschah mittels einer Zündschnur, die bei mehreren Ladungen verschieden lang angelegt wurde, um die Detonationen genau zählen zu können. Es passierte, daß einer, manchmal auch mehrere Schüsse nicht losgingen und der Hauer gewarnt war. Sobald alle Schnüre, die mit der Karbidlampe angezündet wurden, brannten, erklang vor Ort immer der Ruf : "Es brennt !" Alle, die sich in unmittelbarer Nähe befanden, suchten das Weite und gingen in Deckung, bis der letzte Schuß gefallen war. Erst wenn Rauch und Staub sich verzogen hatten und die Luft wieder rein geworden war, wagten sich die Männer zurück zum verwüsteten Posten.

Zur Brotzeit, das heißt zur Kaffeepause, kamen alle Mann an verschiedenen Stellen zusammen, ihre Mahlzeit einzunehmen. Jeder hatte seinen Stamplatz und eine selbstangefertigte Sitzgelegenheit. Die bestand aus einer aus Rundhölzern zusammengeagelten Bank. Dahinter kam ein Brett in schräger Stellung, dem Rücken einen Halt zu bieten. Alles das war gepolstert mit alten Kleidungsstücken und Säcken. Kurz, es ging nichts über die Gemütlichkeit. Vor dem Essen betete jeder für sich das Tischgebet. Nach der Stärkung griff man zur Pfeife, die mit der Flamme der Karbidlampe angesteckt und deshalb nach einer Seite hin bis zur Hälfte weggebrannt war. Die ganz Frommen zogen es vor, sich in eine stille Ecke zurückzuziehen, um ungestört den Rosenkranz zu beten. Andere hielten in der Pause (und darüber hinaus) mehr von einem Nickerchen. Wie lange die Pause dauerte, hing, wenn der Oberhauer nicht in Sicht war, von der Laune der Leute ab. Während der zweiten Schichthälfte wurde das Mutterholz zurechtgemacht. Dafür kam nur Holz ohne Astknoten in Frage, das auf 20 cm Länge, das heißt Ofenlänge, gesägt wurde. In der Brottasche, die absichtlich groß von Modell war, brachte man es nach Hause. Ohne diese Tasche am Rücken fühlte sich der von Schicht kommende Bergmann nicht wohl. Man teilte die Arbeit nach der Pause so ein, daß der Hauerposten bei Schichtwechsel für die Ablösung ein sauberes Bild bot. Für den Feierabend verließ sich der Kumpel auf seine dicke Taschenuhr, -Marke "Roßkopp" - die er gewöhnlich an

einer Kordel oder einem Schuhriemen in seiner Westentasche trug. Wer die Feierabendzeit zuerst feststellte, schrie nach allen Richtungen "Feierabend". Das ließ sich keiner zweimal sagen. Sofort ging es im Gänsemarsch dem Schacht zu. Das Aufsteigen begann und jeder freute sich, recht bald wieder an der Oberfläche zu sein. Der Gruß "Glück auf" hatte sich wunschgemäß verwirklicht.

Die Arbeitskleidung

Allgemein wird der Bergmann der Kohlengrube im blauen Arbeitsanzug, mit schwarzem Lederhut und rotem Halstuch dargestellt, so wie es heute noch besteht. Das war auf Eschbroich und auf all den hiesigen Gruben nicht der Fall. Kleidungsstücke, die abgetragen, verschlissen oder außer Mode waren, wurden mit in die Grube genommen. Als Kopfbedeckung galten alte Hüte und Mützen, und man sah manchmal die komischsten Figuren. Betriebsführer und Steiger konnte man an den gelben Anzügen und Mützen erkennen, die ihnen von der Gesellschaft zur Verfügung gestellt und gewaschen wurden. Auch erkannte man sie an der kupfernen Lampe. In den Zechen, wo das Wasser das Sinken der Schächte erschwerte, schützten sich die Hauer mit Gummianzügen. Wenn man darin arbeiten muß, so sagten sie, hört die Gemütlichkeit auf, denn in diesem Zustande arbeiten ist nicht menschenwürdig; das Wasser und der Schweiß auf der Haut machen einem das Leben sauer.

Toresschluß auf Eschbroich

Weil längere Zeit schon immer wieder die Gerüchte von der Schließung der Grube Eschbroich umliefen, hatten ganz besonders die älteren Arbeiter, die hier in der Überzahl waren, weder Rast noch Ruhe. Sie konnten es einfach nicht fassen, daß der Tag kommen könnte, wo "ihre" Grube, wie sie immer sagten, sich der Schließung unterwerfen müßte. Einer versuchte, dem anderen den Gedanken aus dem Kopf zu schlagen, bis doch eines Tages, als keiner mehr davon redete, die Hiobsbotschaft ans Anschlagbrett gehängt wurde. Diese unerwartete Neuigkeit soll wie eine betäubende Pille auf die Belegschaftsmitglieder gewirkt

haben. Entmutigt stiegen die Betroffenen in die Tiefe. Witz und Humor blieben mit einem Male aus. Es herrschte in der Tat nur mehr Trauerstimmung, bis der Tag des Stillstandes, der 1. Oktober 1931, da war. Den Jüngsten, denen gekündigt wurde, gab man die Entlassungspapiere, wogegen man die Restlichen zu den noch bestehenden Betrieben schickte. So stellte Eschbroich als dritte Grube die Arbeit ein.

Mit Überzeugung kann gesagt werden, daß bei der "Vieille Montagne" zu arbeiten nicht so schlecht war, wie zur damaligen Zeit vielfach behauptet wurde. Wäre die Arbeit wirklich so hart gewesen, hätten nicht so viele nach Feierabend eine Nebenbeschäftigung ausüben können, denn fast alle verdienten, gleich wie und wo, etwas nebenbei. Einige erzählen heute noch, daß sie mehr nach Schicht arbeiteten, als in der Grube. Sie sagen sogar, sie hätten sich unter Tage sehr oft ein Schläfchen gegönnt. Auch ist die Direktion in den langen Jahren sehr großzügig gewesen. Sie stellte Leute ein, deren sich mit Bestimmtheit keine andere Firma erbarmt hätte. Schade, daß der Untergang eines solchen Unternehmens, das mit dazu beigetragen hatte, aus unserer Gegend das zu machen, was sie heute noch ist, nicht vermieden werden konnte.

Notizen zur Postgeschichte von Neutral-Moresnet

von Alfred Bertha

„Es steht uns ein interessanter Prozeß in Aussicht. Es hatten einige Spekulanten Briefmarken von 1, 2, 3, 4, 5, 10, 20 und sogar 50 Pf für das neutrale Gebiet herstellen lassen und dieselben sodann für eigene Rechnung emittiert. Einer dieser Markendebiteure ist nunmehr auf Betreiben des belgischen Ministeriums vor das Gericht gezogen worden und man ist auf den Ausgang der Sache sehr gespannt. Von preußischer Seite scheint man den einträglichen Markenhandel der Betreffenden ignoriert zu haben.“

Wenn Sie, lieber Leser, versuchen sollten, einige dieser Marken am Postschalter zu erwerben, so wird man Sie wahrscheinlich in ungläubigem Staunen ansehen und Sie vielleicht darauf hinweisen, daß es mit dem 1. April noch gute Weile hat.

Nun, es handelt sich nicht um einen verfrühten Aprilscherz. Die oben wiedergegebene Meldung stand am 18. Januar 1886 im "Freien Wort", einer in Dolhain bei Verviers zweimal wöchentlich erscheinenden deutschsprachigen (!) Zeitung.

Wir wollen diese Kurzmeldung zum Anlaß nehmen, die Postgeschichte von Neutral-Moresnet näher zu untersuchen. Was war Kelmis von 1816 bis 1919? In jeder Hinsicht ein Kuriosum, kann man wohl antworten. Von den einen Republik, von den anderen Kondominium getauft, neutral, doch von Preußen und den Niederlanden, ab 1831 von Preußen und Belgien gemeinsam verwaltet, juristisch ein Zwittergebilde, staatsrechtlich ein Ausnahmefall: das war Kelmis vor hundert Jahren. Manche haben behauptet, es sei ein Refugium für allerhand lichtscheue Elemente gewesen. Diese Behauptung ist jedoch historisch falsch.

Aber kommen wir auf die eingangs zitierte Meldung zurück. Was hatte es mit den Freimarken auf sich? Neutral-Moresnet, das heutige Kelmis also, besaß keine eigene Postverwaltung. Zuständig für die Postgeschäfte waren Belgien und Preu-

Ben bzw. das Deutsche Reich (ab 1871). Als gültige Postwertzeichen galten folglich sowohl die preußischen wie die belgischen Marken. Frankiert wurde mit belgischen Postwertzeichen, wenn der Adressat in Belgien wohnte, und mit deutschen, wenn der Brief an einen in Deutschland wohnenden Empfänger gerichtet war.

Die belgische Postverwaltung hat die ersten Postwertzeichen am 1. Juli 1849 in Umlauf gebracht. Nun besaß aber nicht jeder Ort ein Postamt. Als erste Postablagestelle in unserem Gebiet wird Henri-Chapelle genannt. Vom 1. 10. 1815 bis zum 1. 12. 1850 wurde das Postwesen im Bezirk Montzen, Moresnet, Gemenich, Bleyberg und Neutral-Moresnet von Henri-Chapelle aus geleitet. Solange die Postkutsche von Lüttich nach Aachen fuhr, war die Lage dieser Ortschaft günstig. Das änderte sich jedoch nach dem Bau der Eisenbahn. So wurde denn am 1. 12. 1850 das Postamt nach Herbesthal verlegt. Es befand sich im Hotel Herren (1), wo auch das preußische Postbüro war, und Neutral-Moresnet fiel unter seine Zuständigkeit. Da die zu befördernde Postmenge jedoch ständig zunahm, sah man sich gezwungen, in immer mehr Ortschaften Postämter einzurichten. Von 1862 an besteht eine Postablagestelle in Montzen; 1873 wird sie offiziell von der Postverwaltung zum Postamt bestimmt. Die meisten Postgeschäfte des neutralen Gebietes wurden nun in Montzen getätigt. 1905 wurde dann die Postablagestelle von Moresnet ebenfalls offiziell zum Postamt erhoben und für Neutral-Moresnet zuständig.

Preußischerseits bestand, wie schon kurz berichtet, ein Büro für Postangelegenheiten im Hotel Herren in Herbesthal. Als Eröffnungsdatum wird der 1. 9. 1849 genannt. Nach Schließung des Amtes am 28. 2. 1850 (aus uns bisher unbekannten Gründen) wurde es am 1. 4. 1852 wiedereröffnet. Dieses Herbesthaller Büro war ebenfalls für Neutral-Moresnet zuständig. Es ist nicht aus-

-
- (1) Das Hotel Herren wurde durch die Familie Thiriard de Mützhagen gebaut, der ebenfalls das "Weiße Haus" gehörte, nachdem dieses durch den Bau der Eisenbahn als Raststätte an Bedeutung verloren hatte.

geschlossen, daß in Preußisch-Moresnet eine Abgabestelle für die preußische Post bestand, eine Art Postfiliale also, die es den Bewohnern ersparte, sich nach Herbsthal zu bemühen.

Am 6. 8. 1871 stellt die Bergwerksgesellschaft "Vieille Montagne" den Antrag, die deutsche Post möge doch speziell für das neutrale Gebiet ein Postamt eröffnen. Unterstützt wurde der Antrag durch den Gemeinderat. Wahrscheinlich ist es auf diese Initiative der "Vieille Montagne" zurückzuführen, daß Deutschland das Postamt in Preußisch-Moresnet einrichtete. Es arbeitete seit 1872, und wir können annehmen, daß von diesem Zeitpunkt an sozusagen alle Postgeschäfte dort abgewickelt wurden, zumal damals von dem Amt kein Auslandsporto erhoben wurde, wenn die Briefe oder sonstige Postsachen das neutrale Gebiet nicht verließen.

Dieses Postamt war in einem der "Vieille Montagne" gehörenden Gebäude untergebracht. Dort befand sich auch das gemeinsame Bürgermeistereiamt von Neutral- und Preußisch-Moresnet. Das Gebäude wurde 1944 durch Bomben zerstört. Die Schalter befanden sich rechts des Flures, an dessen Ende die Büros lagen. Heute steht auf diesem Gelände die Garage Laval.

Da Belgien bzw. Belgisch-Moresnet und Preußen bzw. Preußisch-Moresnet beide postalisch für Neutral-Moresnet zuständig waren, wird es wohl nicht selten vorgekommen sein, daß sich Postboten beider Nationen in ein und demselben Haus ein Stelldichein gaben.

Dies war also die postalische Lage Neutral-Moresnets in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Mehrere deutsche Städte hatten damals noch eigene Postwertzeichen für den örtlichen Postverkehr. Warum nicht auch Neutral-Moresnet? Die Situation war verlockend. Und das neutrale Gebiet wurde um ein Kuriosum reicher.

Die Idee, eine eigene Verkehrsanstalt zu gründen, ging aus vom Geheimen Sanitätsrat Dr. Wilhelm Molly, einem aus Blas-

bach bei Wetzlar stammenden und bei der "Vieille Montagne" als Oberarzt fungierenden Herrn mit ausgesprochenem Geschäftssinn. Unter dem Datum des 6. Oktober 1886 richtete er folgendes Schreiben an den Bürgermeister :

Herr Bürgermeister Schmetz, wohlgeboren dahier.

Euer Wohlgeboren zeige ich hiermit ergebenst an, daß mit dem heutigen Tage zu Neutral-Moresnet eine Verkehrs-Anstalt mit dem Namen "Kelmiser Verkehrs-Anstalt zu Neutral-Moresnet" eröffnet wird. Die Anstalt hat den Zweck, Bestellungen jeder Art zu besorgen, sowie Briefe und Drucksachen im Ort zu befördern. Ihren Sitz hat die Anstalt im Hause des Herrn Peter Beaufays zu Bruch. (1)

Hochachtungsvoll

Im Auftrage der Kelmiser Verkehrs-Anstalt zu N.-M.

Dr. Molly

Der Bürgermeister war von der Initiative des Dr. Molly bestimmt vorher unterrichtet worden, war doch der geschätzte Doktor seit dem 1. August 1881 sein erster Beigeordneter (= Schöffe) in Preußisch-Moresnet. Hubert Schmetz war gleichzeitig Bürgermeister von Preußisch- und von Neutral-Moresnet. Später, von 1916 bis 1919 war Dr. Molly auch Gemeinderatsmitglied von Neutral-Moresnet.

Am 7. Oktober 1886 unterrichtet der Bürgermeister den belgischen Kgl. Kommissar für die Verwaltung des neutralen Gebiets von der Gründung der Verkehrsanstalt. Kommissar Cremer residierte in Verviers. Er besann sich nun auf das Gesetz vom 25.

- (1) Bisher hatte man angenommen, daß der Vertrieb der Marken im Hause des Apothekers Dovifat (heute Apotheke Cornely) stattgefunden habe. Möglicherweise gab es zwei Verkaufsstellen. Molly selber wohnte in der Jansmühle in Neu-Moresnet.

frimaire des Jahres VIII der Republik (= 12. Dez. 1799), dem zufolge das Postwesen ein Staatsmonopol war. Dieses Gesetz (wie übrigens die gesamte französische Gesetzgebung) war im neutralen Gebiet von Moresnet in Kraft geblieben. Der Kgl. belgische Kommissar verständigte seinen preußischen Kollegen und gemeinsam erließen sie eine Verordnung, die den Gebrauch der Marken der Kelmiser Verkehrsanstalt untersagte. Es ist unklar, wieviele Tage sie in Umlauf gewesen sind. Nach dem "Illustrierten Briefmarken Journal" von 1889 (S. 42) waren es 18 Tage, nach anderen Angaben etwas weniger.

Auch der Postvorsteher von Montzen erhob Anklage gegen die Markenemittenten beim Polizeigericht von Aubel.

Daraufhin erkundigte sich der Minister für Eisenbahn, Post- und Telegraphenwesen am 29. 1. 1887 beim Außenministerium nach dem Verhalten von Kommissar Cremer in der Angelegenheit der Kelmiser Verkehrsanstalt. Der Außenminister bittet Kommissar Cremer um einen Bericht. Am 8. 2. 1887 erstattet Cremer diesen Bericht, und nur zwei Tage später, am 10. 2. 1887, antwortet der Außenminister seinem Kollegen auf dessen Anfrage vom 29. 1. 1887, indem er ihm den Bericht des kgl. Kommissars zukommen läßt.

Der erste Briefmarkenhändler Belgiens, der Brüsseler Jean-Baptiste Moens, wies in seinem regelmäßig erscheinenden Journal auf die neuausgegebenen Marken hin, die er nicht als vollständig anerkannte. Auch andere Kenner der Materie haben die Marken als Phantasiesatz bezeichnet. In einem Brief an Moens behauptet der Geheime Sanitätsrat, seine Marken seien beinahe 14 Tage in Umlauf gewesen, ehe die beiden Kommissare, denen das Gebiet unterstand, den Vertrieb verboten hätten. Molly bestand auf der internationalen Anerkennung seiner Marken. Es entbrannte eine heftige Polemik, die weite Kreise zog, bis nach Dresden und Genf. Moens ließ nicht locker. Er wandte sich an den belgischen Kommissar. Unter dem Datum des 15. 6. 1887 antwortete ihm dieser: "Im Laufe des Monats Oktober hatte man tatsächlich auf dem Gebiet von Neutral-Moresnet einen ausschließlich innerhalb des Gebietes tätigen Postdienst eingerichtet." Er und sein Kollege, so berichtet er weiter, hätten je-

Moresnet le 27. Octobre 1886.
 Monsieur le Président.
 J'ai l'honneur de vous communiquer que s'est
 établi à Moresnet, entre autres, sous
 le nom de "Kelmiser Verkehrs-Anstalt für Neutral-
 Moresnet".
 Le modérateur de cet établissement, qui se trouve
 dans ce pays en Prusse, est le Docteur Moresnet
 Moll.
 Veuillez, Monsieur le Président, agréer l'assurance
 de mes profonds respects.
 Le Président
 Moresnet. M. Cremer.
 Président hon. du Tribunal
 Supérieur Royal. Belgique.
 dans la dernière année.

Brief des Neutral-Moresneter Bürgermeisters Schmetz an
 den Kgl. Kommissar Cremer, in dem er letzteren von der
 Gründung der "Kelmiser Verkehrs-Anstalt" unterrichtet.

doch von dieser Einrichtung Kenntnis bekommen und sie sofort aufgehoben. Nur acht Tage habe sie bestanden. Dem Handbuch der Deutschen Privat-Postwertzeichen zufolge erfolgte das Verbot am 19. Oktober 1886.



Der "Trait d'Union des Collectionneurs" vom 15. 8. 1966 bringt einen Artikel aus der Feder von Louis Gailly. Es heißt dort, in Berlin befänden sich drei Exemplare der Kelmiser Marke auf einem Brief, der von der deutschen Post befördert worden sei. Auf Anfrage antwortete das Ministerium für Post- und Fernmeldewesen der DDR, daß in den philatelistischen Sammlungen des Postmuseums ein Brief oder eine Karte mit den Kelmiser Postwertzeichen nicht vorhanden sei. Allerdings ist bei Kriegsende der größte Teil der Bestände aus den Auslagerungs-orten, die auf dem Gebiet der heutigen DDR liegen, in den Westen verlagert worden. Aber auch die Deutsche Bundespost (Berliner Post- und Fernmeldemuseum) verfügt über keinerlei Material über Kelmis. Desgleichen das Bundespostministerium in Bonn, das die Markenbestände der früheren Reichspost verwaltet.

Die Verkehrsanstalt hatte laut Dr. Molly den Zweck, "Briefe und Drucksachen **im Ort zu befördern**". Es könnte sich also bei einem ins Ausland beförderten und mit einer Kelmiser Marke

frankierten Brief nur um einen Gefälligkeitsstempel handeln.

Nach dem Verbot wurde der noch vorhandene Markenbestand eingezogen und mit dem Aufdruck "Ausser Cours gesetzt" versehen.



Was hat Dr. Molly und seine Freunde, unter ihnen den Betriebsleiter der Wäsche bei der "Vieille Montagne", Wilhelm Crickboom (1), und den Apotheker Emil Dovifat (2), dazu veranlaßt, diese Marken auszugeben? War der Postverkehr innerhalb des etwa 800 Häuser zählenden Ortes so beträchtlich? Man nimmt allgemein an, daß die Briefmarken eher für Briefmarkensammler gedacht waren, daß es sich also in Wirklichkeit um eine Finanzspekulation handelte. Daß tatsächlich Spekulation mit im Spiele war, scheint auch daraus hervorzugehen, daß sowohl in Aachen wie in Verviers Falschdrucke hergestellt worden sind. Sie bieten viele Abweichungen in Farbe und Schrift und die Aachener Nachdrucke tragen meist die Abstempelung "Kelmis Oct 86 Moresnet".

- (1) Crickboom war vom 27. 6. 1882 bis zum 31. 10. 1900 Gemeinderatsmitglied von Neutral-Moresnet und vom 16. 8. 1882 bis zum 31. 10. 1900 war er Beigeordneter.
- (2) E. Dovifat war ebenfalls Mitglied des Gemeinderates von Neutral-Moresnet vom 6. 2. 1896 bis 13. 5. 1899. Er war der Vater des bekannten 1970 verstorbenen Professors für Publizistik an der Freien Universität Berlin.

Die Aubeler Gerichtsakten sind 1951 eingestampft worden. So entzieht es sich unserer Kenntnis, ob die Herren gerichtlich belangt worden sind. Da es sich um einflußreiche und hochgestellte Persönlichkeiten handelte, ist es nicht ausgeschlossen, daß das Gerichtsverfahren niedergeschlagen oder eingestellt worden ist.



Noch eine interessante Begebenheit rankt sich um die Kelmiser Postgeschichte. Der schon eben erwähnte Brüsseler Freimarkenhändler Jean-Baptiste Moens hatte 1862 in Brüssel das Briefmarkenjournal "Le Timbre Poste" gegründet. Sehr bald folgten andere dem Beispiel Moens' und gaben ebenfalls philatelistische Zeitschriften heraus. Dabei kopierten sie unverfroren die Artikel des Herrn Moens, ohne jedoch ihre Quelle anzugeben. Da keinerlei Gesetz die Urheberrechte von Herrn Moens schützte, beschloß dieser, seinen unfairen Kollegen einen ganz besonderen Leckerbissen hinzuwerfen.

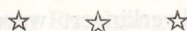
In der Nr. 52 des "Timbre Poste" vom 1. April 1867 erschien ein J. S. Néom signierter Artikel, der die detaillierte Beschreibung einer Neutral-Moresneter Freimarke brachte. Die Marke zeige das Wappen der Gemeinde, schräg darüber die Freiheitsmütze. Die Beschriftung laute : **"Freie Gemeinde von Moresnet"** und in den Winkeln seien die Werte angegeben. Auch genaue Farbangabe brachte der Schreiber. Sein Artikel war umso glaubwürdiger, als das Ganze durch geschichtliche Details über Neutral-Moresnet in den richtigen Rahmen gestellt wurde. Schließlich schrieb J.S. Néom, die Marken seien auf weißem Papier gedruckt und hätten als Wasserzeichen die Freiheitsmütze. Sie seien hergestellt worden durch De Visch und Lirva in Brüssel.

Die Bestellungen auf die neue Marke ließen nicht auf sich warten. Und die Briefmarkenzeitschriften übernahmen wie zu erwarten die vom "Timbre Poste" verbreitete Nachricht, gaben sogar noch weitere Einzelheiten über die Kelmiser Marke bekannt, die dem "Timbre Poste" entgangen seien. Einen Monat ließ Jean-Baptiste Moens die Herren gewähren. Dann aber platzte die Bombe. In der Nummer 53 seiner Zeitschrift deckte er

alles auf : J. S. Néom war nichts als das Anagramm von J. Moens. De Visch und Lirva aus Brüssel war zu übersetzen mit "poisson d'avril de Bruxelles", d.h. Aprilscherz aus Brüssel ! (Visch, niederl. = poisson ; Lirva = Anagramm von avril).



Nach dem 15. 9. 1919 wurde Preußisch-Moresnet in Neu-Moresnet umbenannt, das dort bestehende Postamt blieb aber weiterhin für das ehemalige Neutral-Moresnet und jetzt in La Calamine/Kalmis umbenannte Gebiet zuständig. Am 16. 12. 1921 bekam das Postamt die Benennung La Calamine/Neu-Moresnet. So blieb es bis zum 10. Mai 1940. Während der Kriegsjahre waren die Gemeinden Belgisch-Moresnet, Neu-Moresnet und Kelmis auf die Postämter Moresnet 1 und Moresnet 2 verteilt. Die beiden Ämter befanden sich in Neu-Moresnet, Maxstraße Nr. 1 bzw. Hospitalstraße Nr.2 in Moresnet-Kapelle. Nach Kriegsende wurde die Vorkriegsbenennung La Calamine/Neu-Moresnet wieder eingeführt. Bis zur Verlegung des Amtes von der Maxstraße/Neu-Moresnet zur Kirchstraße in Kelmis am 11. 5. 1968 wurde sie beibehalten. Seitdem heißt das Amt Kelmis/La Calamine.



Diese Notizen zur Postgeschichte von Neutral-Moresnet/Kelmis stützen sich auf die zu diesem Thema von Herrn Leo Göbbels, Kelmis, zusammengetragene Dokumentation. An dieser Stelle möchten wir ihm für sein Entgegenkommen herzlichst danken. Wertvolle Hinweise gab uns ebenfalls Herr Kulturinspektor Firmin Pauquet. Auch ihm sei hier gedankt.

Bajeere

von L. Homburg

Wenn in den zwanziger Jahren ein Nachbar oder ein guter Bekannter zu meinem Vater kam und ihn fragte : "Karl, ech treck öm, bajieschte mech met ?", dann war die Gegenfrage meines Vaters : "Wuebaan jeet et daan ?" Und wenn der Umziehende den Ort angegeben hatte, sagte Vater : "Ech scheck dech der Jong." Damit war für ihn die Sache klar.

Vater besaß ein gutes Pferd und einen modernen vierradrigen Heuwagen. In der letzten Aprilhälfte wurde mit den Vorbereitungen begonnen. Der Wagen wurde gereinigt und angestrichen, die Leitern grün, die Räder leuchtend rot, die Eisenteile schwarz. Abends wurden Papierrosen gemacht, das Pferd bekam beim Hufschmied neue Eisen aufgeschlagen, das Geschirr wurde geputzt. Die Lederteile glänzten schwarz, die Kupfernägel funkelten wie Gold, und zu den eigenen Schellen und Glocken wurde wenn möglich noch ein Schellenkranz hinzugeliehen ; von meinem Taschengeld kaufte ich mir noch eine neue Peitsche und hatte nur einen Wunsch : daß am ersten Mai schönes Wetter herrsche.

Die Pachtverträge der hiesigen Bauern endeten damals meistens, wenn sie nicht verlängert wurden, nach drei Jahren, und zwar am 30. April. Sie konnten jedoch auch vor Ablauf dieser Dreijahresfrist vom Eigentümer aufgelöst werden, wie noch in meinem Pachtvertrag unter "Vorbehalte" zu lesen steht, nämlich 1. wenn das Gut verkauft wird ; 2. beim Ableben des Pächters. Hierzu heißt es wörtlich : "Der Eigentümer behält sich ohne jede Entschädigung das Recht vor, den gegenwärtigen Pachtvertrag beim Ableben des Pächters aufzulösen, und ist in diesem Falle die Pacht des laufenden Jahres sowie der beiden eventuell noch folgenden Jahre sofort an dem Tage fällig, an welchem der Eigentümer anzeigt, daß er von diesem Vorbehalt Gebrauch macht."

So kam es also, daß Bauern manchmal sehr kurzfristig ihren Hof verlassen mußten (Siehe auch "Im Göhlthal" N° 9, S. 30 ff.). Schon morgens früh fanden sich die helfenden Nachbarn mit ihren Karren und Wagen auf dem Hofe des Umziehen-

den ein, denn bis zum Mittag mußte er geräumt sein. Von 12 Uhr an stand er dem Nachfolger zur Verfügung.

Aber so viele Fahrzeuge auch da waren, manchmal waren es noch zu wenige. Besonders bei den Kleinbauern, die selbst kein Pferd besaßen, mit dem sie schon vorher das eine oder andere zum neuen Hof hätten fahren können, war das Verladen und Verstauen des ganzen Hausrats ein Problem. Wenn da alles, was sich in Jahren in Haus und Stall und Scheune angesammelt hatte, zusammengetragen war, mußten die Wagen und Karren, wollte man alles mitnehmen, überladen werden; manches fiel denn auch unterwegs herunter.

Zuerst wurden die guten Möbel verladen, und zwar auf den schönsten Wagen. Wenn der meinige diese Ehre hatte, dann bat ich die Umziehenden, sie selbst zu verladen. Durch Erfahrung war ich klug geworden und wußte, daß trotz aller Vorsicht und Sorgfalt beim Verpacken die Möbel nicht unbeschädigt ans Ziel kommen würden. Bei den damaligen schlechten Straßen und einer 10 bis 15 km langen Fahrt auf ungefederten und auf Eisenrädern laufenden Wagen war das nicht erstaunlich. Das Gegenteil wäre es gewesen.

So trug ich also die Möbel aus dem Hause und reichte sie zum Wagen hinauf. Wenn alles verladen war, machte der Umziehende noch einen letzten Rundgang durch Haus und Hof, um sich zu vergewissern, daß auch nichts zurückgeblieben war, und sagte dann: "Mit Gott fährt los."

Lachte die Sonne vom Himmel oder drohte wenigstens kein Regen, so waren es die Fuhrleute zufrieden, und an jedem Wirtshaus, an dem der Zug vorbeifuhr, wurde angehalten. Auf Kosten des Umziehenden wurden ein paar Gläschen getrunken. Die Zuschauer bewunderten oder kritisierten den Zug. Am neuen Hof angekommen, wurde zuerst der Herd an den Kamin angeschlossen, dann die Möbel und Betten aufgestellt. Beim anschließenden Kaffee mit "Platz" (1) wurden gute Ratschläge erteilt. Schließlich wünschte man noch viel Glück im neuen Heim und brach auf, um noch vor Anbruch der Dunkelheit zu Hause zu sein, was jedoch nicht immer glückte.

(1) In unserer Gegend eine Art großer runder Kuchen aus Hefeteig mit Zucker und Rosinen.

"Dremol bajiet es eemol afjebrannt." So lautete der Spruch. Am 1. Mai 1925 hatte ich wieder einmal alle Vorkehrungen getroffen. Nicht weit sollte es diesmal sein, nur von Astenet bis Schönefeld in Eupen. Der Umziehende war ein nur 200 Meter von mir entfernt wohnender Nachbar. Er verfügte selbst nicht über Pferd und Wagen. So fuhr ich unseren Wagen bis zu seinem Hof und brachte das Pferd, da es zu schneien begann, wieder in den Stall. Die guten Möbel wurden auf meinen Wagen geladen; eine Plane zum Abdecken war nicht vorhanden. Als man mit dem Verladen fertig war und ich das Pferd holte, um anzuschnirren, zerstörten der Schnee und der aufkommende heftige Wind die meisten Papierrosen. Trotz Schnee und Sturm fuhren wir los mit der Hoffnung auf Wetterbesserung. Im Walhorner Feld wuchs das Schneetreiben zu einem orkanartigen Sturm. Er hatte schon das von Stephan Heyendahl 1821 errichtete Hochkreuz umgestürzt; als wir dort vorbeifuhren, lag es darnieder, in mehrere Teile zerbrochen. Es wurde erst 1929 renoviert.

Die Pferde versuchten, sich gegen den Sturm zu stellen. Mit der einen Hand die Zügel und mit der anderen die Peitsche haltend brachten wir sie voran. Auf der Ketteniser Hochstraße erwarteten uns Bekannte des Umziehenden. Dick vermummt standen sie dort hinter einem Tisch und hielten heißen Kaffee und Schnaps für uns bereit. Innerlich erwärmt fuhren wir weiter. Da die Pferde keine Stollen trugen, hatten wir beschlossen, in Eupen nicht die Neustraße mit ihren glatten Pflastersteinen zu nehmen, sondern den Rothenberg hinaufzufahren. Allerdings mußten wir uns dort gegenseitig vorspannen. Als wir oben waren, besserte sich das Wetter. Es gab nur noch einzelne Schneeschauer.

Auf dem neuen Hof befand sich ein kleiner Saal. Da hinein trugen wir alles Wertvolle. Teile der Möbel waren aus dem Leim gegangen, das Bettzeug war durchnäßt. Nur der Herd konnte aufgestellt werden, alles andere mußte erst trocknen. Wir Fuhrleute wünschten auch diesmal viel Glück auf dem neuen Hof und machten uns, durchnäßt, wie wir waren, auf die Heimfahrt. Im Walhorner Feld fanden wir noch im Straßen-graben Gegenstände, die der Sturm von den überladenen Wagen herabgeblasen hatte.

Jugenderinnerungen

von Hermann Heutz

Heimkehr ins «Mutterhaus», erstes Schuljahr und letztes Kriegsjahr

Das erste Kapitel schloß ich damit, daß Mutter mich in meinem 6. Lebensjahr vom Großelternhaus in Eupen ins "Mutterhaus" heimholte. Ich sage mit Absicht "Mutterhaus", denn von Vaterhaus konnte damals keine Rede sein. Der Vater war nämlich seit den bösen Augusttagen 1914 als Soldat eingezogen, geriet bereits 1915 in französische Gefangenschaft, wurde in ein Gefangenenerlager in Algerien gebracht, holte sich dort ein zünftiges Malariafieber. Schließlich wurde er in der Schweiz zwecks Genesung interniert. Zu Beginn des Jahres 1918 ist er dann heimgekommen. Mutter hat den ganzen Krieg mit 5 kleinen Kindern durchgefochten, ohne das Sparbuch anzugreifen. Das war eine harte Leistung. Mutters Hexengewicht von 99 Pfund am Kriegsende bewies das. Ich sagte im letzten Kapitel, daß Mutter mich in eine muntere Schar Geschwister, Vettern und Bäslein am Aachener Busch heimbrachte. Es empfingen mich dort mit großem Hallo nicht weniger als 3 Schwestern, 1 Bruder, 8 Vettern, 6 Bäslein und eine nicht geringe Zahl an Nachbarskindern. Nach Heimkehr der Väter setzte übrigens der Kindersegen nochmal ein. Trotz dieser munteren Genossenschar hatte ich noch wochenlang Heimweh nach dem stillen Haus im Bellmerin. Zu Ostern 1918 ging ich zum ersten Mal an der mageren, kalten Hand meiner ältesten Schwester zur Schule. Ich kann mich noch genau an den Tag erinnern. Es war ein kalter Apriltag. Manche Schulneulinge weinten, andere klammerten sich schüchtern an die Hand der Mutter oder einer Schwester, nur wenige blickten erwartungsvoll und unternehmungslustig in das neue Leben. Im Portal empfing uns der eigentümliche Schulergeruch, ein Gemisch von Holzrauch und Ausdünstung von nassen Kleidern. Den gleichen Geruch hat die Schule übrigens heute noch nach fünfzig Jahren. Im Portal stand der Hauptlehrer K. : Eikopf mit Haarbürste. Die großen Jungen nannten ihn schlicht "Speckkopf". Fräulein K., lang, blond, kalt, war meine erste Lehrerin. Viel weiß ich nicht mehr von ihr. Ich weiß nur mehr,

daß sie mir in der Folgezeit sehr oft und fast regelmäßig Schläge mit dem Riedstock auf die offene Handfläche verabreichte, wenn ich mit großer Regelmäßigkeit keine Hausaufgaben machte. Im Sommer dieses Jahres 1918 gingen die Kinder meistens in Holzschuhen oder barfuß in die Schule. Beim Barfußgehen wurden unsere Fußsohlen lederhart, und wir wetzten barfußig über Schotter und Kleinschlag. In diesem letzten Kriegssommer zogen die Schulkinder an manchem Nachmittag in den Wald zum Laubsammeln. Dieses Laub wurde in der Laubpresse am Panneschopp zu Ballen gepreßt und sollte als Futter für die "heldenhaft kämpfenden" Pferde an der Front verwendet werden. Pro Sack Laub gab es von Hauptlehrer K. ein Brotmärkchen. Damit eilten wir Kinder dann "schnurstracks" - wie wir sagten - zu den Bäckern Kockartz oder Gatz, empfingen dafür eine Schnitte trockenes Kriegsbrot und aßen diese Schnitte auf dem Heimweg. Im Herbst des Jahres 1918 kam Vater heim. Ich erinnere mich noch, wie er uns in Aachen bei Tante Mia begrüßte. Er hob jedes Kind hoch und küßte uns mit sehr bärtigem Mund. Das ist übrigens der erste und letzte Kuß, den ich von Vater bekommen habe. Früher waren derartige Zärtlichkeiten nicht in Gebrauch. Kinder waren ja keine Mangelware. Das heißt nun nicht, daß unsere Eltern uns nicht lieb hatten, sie hatten nur keine Zeit und kein Geld, uns zu verwöhnen. Vater war vorzeitig entlassen worden, hatte aber vor einem internationalen Komitee eidlich erklären müssen, sich mit allen Mitteln einer Wiederanberufung zum Heer zu widersetzen. Eine deutsche Dienststelle hatte ihrerseits erklären müssen, Vater nie wieder einzuberufen. Ich glaube kaum, daß Vaters Heimkehr unsern sehr mageren Küchenzettel bedeutend aufgemöbelt hat. Vater konnte auch kein Mehl, Speck oder Butter machen. Auch in Erziehungs- oder besser Bestrafungsangelegenheiten merkten wir Kinder keine Änderung. Mutter behielt das Strafvollzugsrecht bei und fuhr fort, uns mit ihrer kleinen festen Hand, die wie ein Maschinengewehr trommeln konnte, zur gegebenen Zeit zur Raison zu bringen. Bisweilen forderte sie wohl Vater auf, auch einmal ein Machtwort zu sprechen. Vater schaute uns aber nur böse an, und ich glaube, daß er nur böse war, weil er durch eine derartige Aufforderung in seinen Geschäften und in seiner geliebten Dorfpolitik gestört wurde. Im November ging der Krieg zu Ende.

Ich kann mich noch gut an den Rückmarsch der deutschen Truppe und an den Einmarsch der Franzosen erinnern. Zuerst kam die heimkehrende deutsche Armee in guter Ordnung und brachte Einquartierung, bärtige Männer, Schweißgeruch, Läuse und Krätze. Diese Krätze, "Krau" genannt, haben wir dann alle pünktlich bekommen. Sie wurde mit einer schwarzen, nach Teer riechenden Salbe behandelt. Wir Kinder durften uns nicht kratzen, taten es aber mit Genuß und großem Eifer unter der Bettdecke. Außer der guten Heimkehrerlaune, den Läusen und der Krätze war bei den deutschen Soldaten nicht viel zu holen. Nach Abzug der Deutschen war es an einigen Tagen unheimlich still auf der ausgefahrenen Straße von Eupen nach Aachen. Dann aber kamen die Franzosen mit einer Art Zigeunerwagen, mit viel Geschrei, Rotwein und reichlich Eßwaren. Leider kamen sie als Feinde, machten grimmige Gesichter und verlangten von den männlichen Exemplaren der besiegten Deutschen eine Siegerehrung in Form von Abnehmen der Kopfbedeckung. Mein Vater war nun durch die mehr unsanfte Behandlung in Algerien nicht gerade ein Bewunderer der Söhne der "Grande Nation". Wenn Vater die Straße vom Wohnhaus zur Ziegelei überschreiten mußte, trug er seine "Kapp" unter dem "Stübb" (Joppe). Auch die Franzosen schliefen in unseren Betten, und wenn sie einige Tage im Hause blieben, merkte man, daß sie im Grunde gar nicht so grimmig waren. Mancher Poilu fuhr den Kindern mit schmutziger Hand über den blonden Haarschopf und schenkte ihnen eine Schnitte Weißbrot oder ein Stückchen Schokolade. Ob auch belgische, amerikanische und englische Truppen vorbeigezogen sind, weiß ich nicht mehr. Möglich ist es, da wir Kinder für das ganze Volk nur die Sammelbezeichnung "de Franzuese" hatten. Der Winter brachte wieder Ruhe auf der Landstraße. In diesem Winter 1918/1919 amtierten die deutschen Lehrer weiter in der Schule, d. h. an kalten Tagen war wegen Mangel an Heizmaterial gar keine Schule. Nur der "Speckkopp" unterhielt im Schulofen der Oberklasse ein Feuerchen. Die großen Knaben brachten hierzu Holzstücke aus Keller, Stall und Wald mit. Dafür schrieb, rechnete und sang Hauptlehrer K. mit den Jungen. Das Lied "viel Blumen am Wege" begann er immer mit der Tonangabe "fi Bu, fi Bu". Auch übte Hauptlehrer K. in Vorahnung einer fremden Machtübernahme

patriotische Lieder wie : "Die Wacht am Rhein", "Heil Dir im Siegerkranz", "Dir, Kaiser, sei mein erstes Lied" u.a.m. Ältere Leser müssen mich berichtigen, wenn ich irrtümlich sage, daß die ersten belgischen Lehrer im Sommer 1919 erschienen. Es waren dies meist junge Lehrer aus der belgischen Provinz Luxemburg oder selbst aus dem Großherzogtum Luxemburg. Ich weiß, daß in Hauset Lehrer M. Th. erschien ; klein, blaß und mit Pappkarton. Das soll keine Verächtlichmachung sein, denn ich bin auch also aussehend und ausgerüstet zu meiner ersten Lehrerstelle erschienen. Der belgische Junglehrer und der deutsche Hauptlehrer haben noch einige Monate recht und schlecht, mehr schlecht als recht, nebeneinander fungiert. Unten in der Oberklasse öffnete Hauptlehrer K. Tür und Fenster und sang mit seinen Schuljungen aus Leibeskräften "die Wacht am Rhein". Bei den "Kleinen", zu denen ich gehörte, forderte Junglehrer Th. das Aufschlagen der Lesebücher, um das Bild des deutschen Kaiserpaares bloßzulegen. Dann forderte der Lehrer uns auf, dem abgesetzten Herrscherpaar mit der Stahlfeder die Augen auszustechen. Wir Kinder taten dies in Unkenntnis der Sachlage und aus Freude am Zerstören mit Begeisterung. Nachdem Hauptlehrer K. seine Ziegen verkauft hatte, feierte er feuchtfrohlichen Abschied von seinen Hauseter Kartenfreunden - Skat wurde damals noch nicht gespielt - und zog "ohne viel Blumen am Wege" heim ins Reich. Ersetzt wurde er bald danach durch Hauptlehrer J. Cr. aus Sippenaeken. Dieser war älter und ruhiger als sein junger Kollege und hat bis nach dem 2. Weltkrieg gut und segensreich in Hauset gewirkt. Auch der deutsche Hauptlehrer K. und sein belgischer Kollege Th. hatten gute Lehrerqualitäten, verloren aber zur Zeit ihres kurzen Zusammenseins die Nerven. Die damalige Zeit mit ihrem engen Horizont und ihrem Haß mag sie entschuldigen. An den Übereifer des Lehrers Th. erinnert mich noch folgende Begebenheit. Eines Tages händigte Lehrer Th. den Schulkindern Schreibhefte aus, auf deren Umschlag ein stolz aufgerichteter Löwe einen Adler zertrat. Die Bedeutung dieser Geschmacklosigkeit war nicht schwer zu erraten. Wir Kinder rannten mit diesen Heften wie mit einer Beute heim, gespannt auf Gesicht und Reaktion unseres Vaters, der übrigens seinen Schnurrbart immer noch aufgezwirbelt à la Wilhelm II. trug. Vater riß die Umschläge kurzerhand ab und

heftete neue Umschläge aus dünner Pappe an. Am anderen Tage war es an Lehrer Ths. Reihe, sich zu ärgern. Er schlug uns die Hefte kurz um die Ohren und verbesserte in Zukunft unsere Hausaufgaben nicht mehr. Heilfroh darüber schränkten wir Kinder unsere Hausaufgaben vorerst beträchtlich ein. Als dies ohne Folgen blieb, stellten wir sie ganz ein und verlebten einen sorgenfreien Sommer. Diese goldenen Zeiten nahmen ein jähes Ende, als Vater an einem Abend die nähere Bekanntschaft von Lehrer Th. machte, ihn nach gemeinsamem Genuß von Bier und Schnaps als einen "feinen Mann" erkannte, uns durch Mutter verprügeln ließ und fortan wieder Hausaufgaben von uns verlangte. Lehrer Th. hat sie übrigens seit diesem Tage wieder nachgesehen. Die Zeit ging ins Land. Baron Baltia wurde Gouverneur der Kreise Eupen und Malmedy, und wir Kinder durften ihn mit Fähnchenschwenken begrüßen. Zu dieser Begrüßung sangen wir übrigens das neueinstudierte Lied "Nach fremder Knechtschaft dunkler Zeiten". Das Wort Knechtschaft hat in mir damals nur den Gedanken an den kleinen krummen Knecht Quirinus - genannt "Krienes" - von Bauer van Weersth geweckt. Ich sage dies nicht, um obiges Lied verächtlich zu machen, sondern um zu zeigen, daß politische Umwälzungen unsere sorglose Jugendzeit wenig zu stören vermochten.

HH

Volksschulzeit zwischen 1919 und 1925

Wie bereits im letzten Kapitel berichtet, begann 1919 langsam der Abzug der deutschen Lehrer und der Einzug der belgischen Lehrer in die hiesigen Volksschulen. Nur wenige deutsche Lehrer blieben im Dienst, obwohl die Regierung Baltia sie darum bat und ihnen den Übertritt in das belgische Beamtenverhältnis schmackhaft und leicht machte. Mancher deutsche Lehrer wäre wohl im Lande geblieben, wenn das Schulamt in Aachen ihn nicht so energisch zurückgepiffen hätte. Den wenigen Lehrern, die damals die Kreise nicht verließen, hat die Regierung in Aachen 1940 den Laufpaß gegeben. Während des zweiten Weltkrieges waren sie ohne Beschäftigung. Die belgische Regierung ließ ihnen heimlich Warte- oder Pensionsbezüge zukommen. Das war eine schöne Geste. Ich nenne nur einige mir bekannte derartige Fälle aus dem Kreise Eupen : Blank, Raeren ; Piana, Lichtenbusch ; Breuer, Eupen. Wie bereits gesagt, rekrutierte die vorläufige Regierung Baltia in Malmedy die Lehrer aus dem ostlimburgischen, plattdeutschen Raum, aus dem deutschsprachigen Teil der belgischen Provinz Luxemburg und selbst aus dem Großherzogtum Luxemburg. Im vorigen Kapitel schilderte ich bereits den Einzug des Junglehrers Marcel Th. in Hauset. Dieser nicht unbegabte Lehrer hat in seinem jugendlichen Fanatismus und vielleicht aus unbegründeter Angst vor dem hiesigen Preußentum des Guten etwas zuviel getan, wenn er uns Kindern die Begeisterung für das neue Vaterland mit etwas sonderbaren Methoden eintrichtern wollte. Später hat sich dieser jugendliche Eifer beruhigt, und Lehrer Th. hat seinen Schülern vor allem in Rechnen und Raumlehre gute Grundkenntnisse mitgeben können. Wie gesagt, Junglehrer M. Th. erschien als erster Lehrer, während der deutsche Hauptlehrer noch einige Monate im Schuldienst blieb. Das Verhältnis der beiden war korrekt aber frostig. Das merkten bereits wir Kinder und manche taten ihr Bestes, dieses kühle Verhältnis noch mehr zu trüben. Leider waren auch manche Eltern hier die Triebkraft. Nach Abzug des deutschen Hauptlehrers wurde Jules Cr. aus Sippenaeken hier zum Hauptlehrer ernannt. Er war zeitlebens ein guter Erzieher, einer der wenigen, die die Kinder mit den Augen zwingen können. Wer das nicht kann, soll nicht lehren. Mit dem Munde darf der gute

Erzieher nur selten rügen und ermahnen, er soll es mit den Augen tun, denn den Mund braucht er zum Unterrichten. Herr Cr. hat in seiner Amtszeit vor dem Kriege mit uns die vielen alten Volkslieder mehrstimmig gesungen. Ich glaube, daß selbst die Spatzen auf dem Schulhof ihr Schilpen einstellten, wenn wir sangen; man hörte sie jedenfalls nicht mehr. Leider hat Herr Cr. diese sehr schönen Unterrichtsstunden nach dem Kriege nicht wieder aufgenommen. Reichte seine Stimme nicht mehr, oder trug er doch zuviel Groll gegen das deutsche Volkslied? Nur kurze Zeit hat ein Junglehrer K. aus der belgischen Eifel uns unterrichtet. Ich nehme an, daß er zu den Junglehrern gehörte, die auf Wunsch der Regierung Baltia im Schnellverfahren ausgebildet wurden, um die Lücken im hiesigen Schuldienst zu füllen. Junglehrer K. war klein von Gestalt. Unvergessen sind mir bis heute seine sehr roten Pausbacken geblieben. Dieser Lehrer sang auch mit uns deutsche Volkslieder. Er wunderte sich, daß wir sein erstes Lied gleich "konnten". Dieses Lied: "Treue Liebe bis zum Grabe" hatten wir nämlich schon mit dem letzten deutschen Hauptlehrer K. kräftig singen müssen. Die Alten unter uns kennen noch Text und Weise dieses Liedes. Der Anfang lautet: "Treue Liebe bis zum Grabe schwör ich dir, mein Vaterland. Was ich bin, und was ich habe, schenk ich dir, mein Vaterland". Wir Kinder sangen es laut und forsch, ohne dabei zu bedenken, daß man uns hier aufforderte, in sehr kurzer Zeitspanne den Gegenstand unserer "Treue bis zum Grabe" zu wechseln. Aber so geht das oft im Leben. Ich kenne Beamte, die in ihrem Leben drei- bis viermal einen Treueid auf ein neues Staatsoberhaupt leisten mußten. Einer dieser Beamten hat mir gesagt, daß er beim letzten Mal die Eidesformel laut gesprochen habe, dann aber in Gedanken folgende Rückversicherung hinzugefügt hat: "bis dein Tod uns trennt!" Dieser boshafte Eidesabschluß soll aus amerikanischen Gangsterkreisen kommen. Im geschilderten Fall jedoch ist dieser Eidesabschluß berechtigt.

Nun zu unseren damaligen Lehrerinnen. Da war zuerst Fräulein Schifflers. Dieses große und schöne Mädchen stammte eigentlich aus Aachen. Sie war die Tochter des "belgischen Bäckers" aus Aachen. Seine Spezialität waren die belgischen Reisfläden, deren wohlschmeckender Aufstrich aus einem stei-

fen Gemisch von Reis, Milch, Eiern und Makronen bestand. Daß Fräulein Schifflers ein schönes Mädchen war, habe ich damals übrigens nicht selbst festgestellt. In meinen Knabenjahren hielt ich nichts von weiblicher Schönheit. Für mich waren nur Großmutter und Mutter schöne Frauen. Die übrigen "Weiber" verachtete ich herzlich, auch weil sie nicht den Handstand machen konnten. Später erst habe ich erfahren, daß sie das wohl gekonnt hätten, es aber aus gewissen Gründen nicht taten. Heute ist das ja anders geworden. Kaum ein kleines Mädchen geniert sich mehr, den Buben zu beweisen, daß es den "Hochstand", wie wir damals den Handstand nannten, wohl beherrscht. Daß Fräulein Schifflers ein schönes Mädchen war, orakelte eines Tages mein Vater bei Tisch. Auch diese unwichtige Feststellung hätte ich vergessen, wenn ich nicht den erstaunten, belustigten und spöttischen Blick meiner Mutter aufgefangen hätte. Sie hatte übrigens nur einen Kommentar zu dieser väterlichen Feststellung: "Dow auwe Dölle!" Mich befremdete es, daß ein Mensch etwas Lobenswertes von einem Dritten sagt und dafür getadelt wird. Ich wußte damals noch nicht, was Eifersucht ist. Unvergessen wird meinen Hauseter Zeitgenossen und mir die Lehrerin Madame Pierre bleiben. Dieses kleine, ältliche Persönchen mit den gütigen Augen nannten wir treffend und ab sofort "Oma". Daß die "Oma" erhebliche Disziplinschwierigkeiten in der Schule hatte, liegt auf der Hand. Ich bin übrigens der Meinung, daß in früheren Jahren die Disziplin den Schulmeistern viel mehr zu schaffen machte als heute. Dies keineswegs, weil heute die Schuljugend braver geworden ist. Heute darf das Schulkind sich in der Schule relativ frei bewegen und reden. Bei uns und zu unserer Zeit war das nicht so. Wir sollten immer stillsitzen, durften nicht "schwätzen" und schon gar keine Fragen stellen. Dies reizte natürlich zu Übertretungen der vielen strengen Verbote. Ein Kind brauchte nur grundlos zu kichern, schon sahen andere Kinder belustigt zu dem Kicherer hin und begannen ihrerseits zu kichern, bis ein Unbeherrschter dann zum Schluß "ausplatzte". Meistens folgte dann eine Massenbestrafung, die für den Einzelnen interessant wurde, wenn er "dran" gewesen war, und die Grimassen und das Wehgeschrei eines weiteren Delinquenten aus sicherem Hinterhalt genüßlich beobachten

konnte. Nun, Madame Pierre sang auch mit uns. Wir Jungen zwangen ihr unsere forschesten Jägerlieder auf. Soldatenlieder waren verboten; Lehrer Th. duldete sie nicht. Die "Oma" brachte uns aber ihr französisches Lieblingslied bei. Es hieß: "J'irai la voir un jour." (Ich werde sie eines Tages sehen). Wir verstanden die Worte dieses Marienliedes nicht, hatten sie aber mit Hilfe von Lehrer Ths. Stock doch erlernt. Madame Pierre hat uns das Lied unzählige Male mit ihrer hohen Altfrauenstimme vorgezirt, bis es leidlich saß. Bald wurde es uns Jungen zu süßlich und mitten im Lied, auf ein Zeichen von Josef R., schmetterten wir Jungen dann plötzlich mit dem "Jäger aus Kurpfalz" dazwischen. Die "Oma" blickte uns verzweifelt und bittend an, aber wir Jungen hatten keinerlei Mitleid mit der alten Dame. Schließlich wurde sie dann auch noch in Stich gelassen von den kichernden Mädchen und mußte diese dann auffordern, mit uns weiterzusingen. Dieser plötzliche Ton- und Rythmuswechsel lockte nicht selten Lehrer Th. auf den Plan. Dann folgte ein exemplarisches Strafgericht. Zur Ehre der guten alten "Oma" muß gesagt werden, daß sie diese peinlichen Aburteilungen gar nicht wollte und ihnen mit leidvollem Gesicht folgte. Lehrer Th. hat übrigens in dieser Zeit recht lange den erkrankten Hauptlehrer Cr. vertreten.

Die Reihe der Lehrenden kann ich nicht abschließen, ohne den damaligen Pastor Schoellgens zu erwähnen. Er kam ja auch sehr regelmäßig in die Schule, um Katechismusunterricht zu erteilen. Pastor Schoellgens war ein ebenso gottesfürchtiger wie rauhbeiniger Hirt seiner kleinen Herde. Er strahlte förmlich eine selbstherrliche Unfehlbarkeit aus, wie übrigens die meisten der damaligen Dorfpfarrer. Als einmal in der Katechismusstunde die Frage der alleinseligmachenden Kirche reichlich kommentarlos abgetan werden sollte, wagte ich es, den Verdacht auszusprechen, daß unter diesen Umständen der liebe Gott wohl von all den vielen Menschen nur wenige Himmelsgenossen haben werde, zumal nach Pastor Schoellgens' Ansicht sogar nur wenige Katholiken das Himmelsziel erreichen würden. Pastor Schoellgens sah mich bestürzt an, hob aber wider Erwartung nicht seine lange, dicke Hand zur Ohrfeige, brach den Unterricht ab und

Ma wenn et unvell, Boxkacker,
Da lüdt dör drunder, Himmelswecker!

nahm mich mit ins Pfarrhaus. Dort fragte er mich nicht unfreundlich, warum ich diese Frage stelle. Ich sagte, daß unser evangelischer Nachbar, Herr Rauhut, und seine Buben patente Leute seien und mir als Höllenaspiranten nicht recht passen wollten. Da erst hat Pastor Schoellgens mir kleinem Buben eine Erklärung gegeben, die mich befriedigte, die aber den anderen Schafen und Schäflein der Herde nicht gegeben wurde, weil eben kein Mensch danach fragte. Die Unterrichtsstunden von Pastor Schoellgens waren ohne Zweifel sehr inhaltsreich aber keineswegs interessant. Gewöhnlich schob er seine Hände in die weiten Ärmel seines Priesterrocks, schloß die Augen und dozierte knochentrockene Lehre. Wenn vor ihm die Belustigungen zu derbe Formen annahmen, ergriff er den ersten besten Strolch und verabreichte ihm ein paar saftige Ohrfeigen. Ich sagte bereits, daß Pastor Schoellgens' Hand fleischig und schwer war. Die Finger waren außerdem so lang, daß man mit jeder "Knallzia" sozusagen eine doppelte Ohrfeige einsteckte, denn wenn die Handfläche das rechte Ohr traf, langten die Finger bis zur linken Backe. Mit diesen Händen malte Pastor Schoellgens übrigens auch Heiligenbilder. Er hat z. B. die Kreuzwegbilder für die Pfarrkirche gemalt. Pastor Schoellgens' Nachfolger hat diese Stationen entfernen lassen und hat sie nach dem 2. Weltkrieg der Notkirche in St. Vith geschenkt. Diese Bilder waren nicht schlecht gemacht, nur die einfarbig bunten Gewänder waren wie aus Pudding gegossen. Pastor Schoellgens stammte aus Aachen. Er war kein Freund der 1918 einmarschierenden Besatzungssoldaten. Herr Pastor Levieux hat mir erzählt, daß Pastor Schoellgens in der Pfarrchronik sehr entrüstet schrieb : "Die einmarschierenden Belgier zwangen meine Pfarrkinder, ihnen die Betten zu überlassen." Meiner Ansicht nach ist es nicht weiter schlimm, wenn ein Soldat zur Abwechslung mal in einem Bett und ein Zivilist mal auf einem trockenen Fußboden schläft. Im Pfarrhaus hat jedenfalls kein Belgier ein Bett verlangt. Man sagt jedoch, daß Pastor Schoellgens ein gutes Herz für die Armen hatte, und dafür wird ihm der Herrgott seine Grobschlächtigkeit gerne verziehen haben.

Et Päed va Alosse Jang

von Gérard Tatas

Vör Johre, flex vör väteg Johr,
 Wie alles auertitsch noch wor,
 Du handelde der dicke Jang
 - Bejrave es hää hüj at lang -
 Met Önne, Muhre, Kompes, Schlat,
 Met Bonne, Ärte en Spinat.
 Die vresche en döcks auer War,
 Die vuet hää ut met Päed en Kar.
 Dä örme Jübaij, dä kos kom
 Mie uterweg va Odderdom,
 E wor a alle Jled're stiev
 En hau der Zedder op e Liev.
 Döcks, wenn der Jang vuet lans en Döre,
 Da jong vör Ströpp der Baij ens köre.
 Dat wor os Nellesse wal strang
 Verbo döcks woede van der Jang ;
 Dröm dong vör dat och metstepad
 Wenn höm va bennes örgens jrad
 Ne tietlank de Tapiet jevol
 En hää sech jätt an't kakle hol.
 Ens, wie vör werr met veer, vof Jonge
 Et Meddags öm dä Schömmel honge,
 Du hau hää plötzlech os, owie,
 Va örgens ut en Hus jesie.
 Der Jang, dä Mooß wor an't verkope,
 Koem met der dicke Buck jeloqe,
 Worp no os met en vull Schavow
 En ropde : "Lott dat Deer met Row !"
 Vör vrodde : "Aloss, bitt et da ?"
 "Nee - sat der Jang - mä blitt derva !"
 "Of mingt dör - sat vör - met de Puete
 Köß os die Krack meschien noch stuete ?
 Bö, dovör hant vör jenge Bang !"
 "Nee, nee, et stött net - sat der Jang -
 Mä wenn et ömvellt, Boxekacker,
 Da litt dör dronder, Himmelssacker !"

Der Champett van ajjen Eckske

von Gérard Tatas

Lev Lüj, ut os plattdütsch Land

Weet ech noch e amesant

En e lösteg Anekdotsche

Va Champett, der auwe Kötsche :

Also Kötsches Gérard wor

Onjevähr vör vofteg Johr,

Wie noch männechenge wett,

Ajjen Eckske der Champett.

Weil now Klöpperej en Striet

En dä schöne auwe Tiet

Wor der Sondestietverdriev,

Jong sech alles ane Liev.

Met die janze Howerej

Hauw die örem Polezej

Hönne Ärjer en Verdroß,

Weil se met drä howe moß.

Och der Kötsche hauw sie Werk,

Mä e Denst volt häe sech stärk ;

En wie werr ens op 'ne Dag

Tösche söve Man of ach

Ejjen Wietschaft Rüse wor,

Kant der Kötsche jeng Jevohr.

Häe bejov sech radikal

Schnurtracks no dat Krachlokal,

Wu at Mätschere en Jonge

Vör en Dör an't jaape stonge.

Do als strang Respektpersuen,

Sate e Beamtetuen :

”Ech well do erän ens jue,

Blitt där merr va butes stue

En da tellt där ens die Lüy,

Die ech no en Strot op brüj !”

Selver brüdde sech met Lost

En sing auw Champettebrost

En marschiede mie of män

Frech wie Blücher do erän.

Ajjen Dör stong alles met

Spannong vör te telle prett.

Plötzlech jong de Dör och op,

En et flog Hals över Kop,

Bej et Kling’le van en Rut

Enge met Hurra erut.

Äver me sog net mie klor

Ene Düster wä dat wor.

”Enge ! ... ” toht tereck dat Kött,

Mä de Stemm van der Champett

Melde sech janz jämmerlech :

”Hot de Mulle, dat ben ech ! ” -

Of de Lüy sech hant jewagt

En Champett hant utjelacht,

En de Name van die Helde,

Kann de Chronik net mie melde.

Die Wilde Jagd

von Peter Emonts-pohl

Nachstehende Zeilen sendet uns der Verfasser als Nachtrag zu seinen bereits in Nr. 9 erschienenen "Waldgeheimnissen". Diese gaben - wohl in stilisierter Form - Winterabenderzählungen eines verstorbenen Onkels des Verfassers wieder. Die hier folgende "Wilde Jagd" scheint demselben Onkel Mathies nacherzählt zu sein. Es handelt sich um ein Thema, das in den Tiefen uralten Grauens vor den Naturgewalten wurzelt: das Sturmesbrausen in Herbst- und Winternächten hat durch Jahrhunderte die Vorstellung von einem vorüberrasenden Geisterritt heraufbeschworen, den der Wilde Jäger (ursprünglich der heidnische Gott Wodan) anführte.

In meiner Jugendzeit brauste noch die Wilde Jagd mit den nächtlichen Novemberstürmen durch den Hertogenwald. Wenn die kahlen Wipfel sich ächzend und heulend bogen und sich unter der Windsbraut wie im Schmerz krümmten, dann verschlossen die Bauern und Holzfäller die Haustüren und hockten beim wohligen warmen Holzfeuer im Schein der blakenden Petroleumlampe und beteten den Rosenkranz für die armen Seelen. Einmal lag die Bäuerin auf dem Nachbarhofe krank darnieder. Sie hatte keine Schmerzen, doch zehrte eine große Mattigkeit an ihren Kräften, und eine innere Unruhe raubte ihr den Schlaf. In jener Nacht orgelte der Sturm mit verbissener Wut in den Bäumen; dazwischen jaulte Gewinsel und seufzte es wie Klage. Zuweilen huschte der bleiche Schein des Mondes über das Fenster. Einen Herzschlag lang hielt die Nacht ihren Atem an, dann wieder verdoppeltes Wüten der Elemente an Fensterladen und Torflügeln. Die Kranke wälzte sich stöhnend in den Kissen und lauschte mit Bangen dem Toben der Naturgewalten. Es war, als ob alle Geister aus grauer Vorzeit den finsternen Waldesküften entflöhen. Jetzt hielt die Kranke es nicht mehr aus in ihrem schmalen Pfuhl, mühsam erhob sie sich und schlurfte ans Fenster. Als sie den Vorhang erhob, sah sie wildes Getier, das sich im Hof wie in großer Angst sammelte. Da wogte ein

Wald von Hirschgeweihen. Das Weiße der Augen leuchtete schreckhaft im Mondenlicht. In der Mitte drängten sich die Hasen zu einem Angstknäuel zusammen und bleckten mit angelegten Löffeln die gelblichen Nagezähne. Füchse standen da mit hängenden Köpfen und Luntten. Die Dachse hatten sich zusammengerollt, den gestreiften Kopf zwischen den Vorderpfoten. Die Sauen keilten sich zu einer dunklen Masse zusammen, zwischendurch schlüpfen Marder, Wiesel und Iltisse. Und die Luft erbrauste vom Schlagen ungezählter Schwingen. Da kamen von den Forstweihern die Fischreiher und ließen sich auf dem Stallfirst nieder. Da drängten sich die Krähen und Dohlen, die Bussarde und Habichte, selbst die seltenen Weihen fielen ein und äugten scharf herüber. Wie grünliche Lichter leuchteten die Augen der Eulen, und zahlreich wie Blätter hingen die Amseln, Finken, Rotkehlchen und Zaunkönige im Geäst der Obstbäume.

Die Frau wußte, daß nun auf jagendem Wolkenrosse der Wilde Jäger vorüberbrauste. Das Blut wollte ihr in den Adern erstarren. Die Tiere suchten Schutz in der Nähe der Menschen und im Bannkreis des Kreuzes am Hoftor. Der Bauer vernahm einen dumpfen Fall in der Krankenstube. Er fand seine Frau entseelt ausgestreckt am Fußboden. Die Hände, von den Runen eines Lebens voll Arbeit gezeichnet, regten sich nicht mehr. Das Herz, ein Leben lang erfüllt von verhaltener Liebe zu den Ihren, hatte aufgehört zu schlagen.

Der Bohrer

Eine Schmunzelgeschichte vom Dreiländereck

von Gérard Tatas

Der Südländer Tino hatte in Gemmenich sein Glück gefunden : Eine Frau und die zu ihr aus erster Ehe gehörende Fahrradreparaturwerkstatt. Dieses Glück wäre vollkommen gewesen, wenn nicht ein heißer, bis jetzt unerfüllbarer Wunsch an seinem Herzen genagt hätte. Mit der Leidenschaft eines Südländers sehnte er sich nämlich nach einem elektrischen Bohrer, den er in seiner Werkstatt so gut hätte gebrauchen können. Aber so ein Ding war in Belgien verflucht teuer. In Deutschland war es billiger, und so begann er mit dem schwarzen Gedanken zu spielen, einmal auf einem großen Umweg um das Zollamt den heißersehten Bohrer aus dem Nachbarland zu »importieren«.

Als dieser Gedanke in schlaflosen Nächten der Tat entgegengereift war, machte er sich eines Tages auf, den krummen Weg über den Dreiländerblick zu gehen und sein Traumobjekt in Aachen zu erstehen. Mit Sorgfalt wählte er im fünften Geschäft, das er besuchte, die preiswerteste Maschine aus, und kein Mensch auf Gottes Erdboden war jemals so glücklich wie unser Tino, als er, den Bohrer unterm Arm, das Weichbild der alten Kaiserstadt beflügelten Schrittes verließ.

Je näher er der Grenze kam, je mehr verlangsamte er den Schritt, und im Wald, wo die unsichtbare völkertrennende Linie verläuft, kam Tino nur noch im Zeitlupentempo voran, so mühsam hatte er an dem schweren Herzen im Hosenboden zu tragen. Was ihm schwante und was ihn aus seinen Alpträumen in den Nächten, wo er mit seinem Plan in den Wehen lag, noch in den Ohren klang, passierte jetzt prompt. Gott sei Dank nicht in unmittelbarer Nähe. Der den Wald zur stillen Dämmerstunde durchdringende Ruf »Halt !« kam aus einiger Entfernung. Tino blieb einen Augenblick, in dem er die ganze Gefahr und die Folgen seiner Tat wie in einem harten Filmknüller an seinem geistigen Auge vorüberziehen sah, wie angewurzelt stehen. Dann schoß aus seinem Unterbewußtsein der Selbsterhaltungstrieb hervor und setzte sofort sein Reflexvermögen in Aktion. Er warf

den Bohrer, der ihm wie ein die Hüter der Wirtschaftsordnung mächtig anziehender Magnet vorkam, in ein dichtes Gebüsch, in der Hoffnung, ihn dort am nächsten Tag noch vorzufinden und gab Fersengeld. Ein zweites »Halt!« wirkte wie ein Tritt auf das Gaspedal. Er glitt den abschüssigen Fußpfad von der Höhe am Dreiländerblick bis zum Eingang des Tunnels wie auf einer Rutschbahn hinunter, und nur der Dämmerung hatte er es zu verdanken, daß er den Zöllnern über die Wiesen von Botzelaer entkommen konnte.

Schweißtriefend und bleich wie eine Leiche langte er zu Hause an. An allen Gliedern zitternd berichtete er seiner Frau über das Mißgeschick und schloß mit den Worten: »Hoffentlich haben sie mich nicht erkannt, du weißt, daß die meisten Zöllner zu unserer Kundschaft zählen.«

Noch ist der Bohrer nicht verloren, dachte Tino, als er etwas ruhiger geworden war und zu Bett ging. Morgen werde ich ihn sehr wahrscheinlich in dem Busch wiederfinden.

Sein erster Kunde am nächsten Morgen war ein Zöllner. Tino mußte schlucken und dann verlegen husten, als er ihn in die Werkstatt eintreten sah. Aber es schien sich wirklich nur um eine Reparatur am Fahrrad zu handeln. Ganz nebenbei sagte der Zöllner: »Tiens, Tino, Du hast doch schon oft davon gesprochen, daß Du dir einen elektrischen Bohrer anschaffen möchtest, wenn er nur nicht soviel Geld kosten würde. Ich hab mir vor einiger Zeit so'n Zeug gekauft und weiß doch nichts Rechtes damit anzufangen. Wenn Du noch daran interessiert bist, dann kannst Du ihn sehr billig haben. Ich werde ihn dir gleich mal holen.«

Nach einer Viertelstunde erschien der Zöllner mit einem funkelnagelneuen Bohrer, legte ihn auf die Werkbank und nannte den Kaufpreis. »Zu dem Preis ist er doch geschenkt«, meinte er lächelnd. Tino biß sich auf die Lippen und zog die Brieftasche.

Jetzt müßte ich die Pointe erzählen, aber ich glaube, sie ist schon zu transparent geworden, um noch zu überraschen, und jeder, der nicht mit äußerster Hartnäckigkeit an eine absolute Staatsordnung glaubt, weiß schon, daß Tino seinen eigenen Bohrer kaufte.

Auf dem Büchermarkt

von A. Bertha

"Was Poesie eigentlich sei, ist umstritten. Sie tritt in so vielfältigen Formen und Tönen auf, daß ihr keine Definition gerecht werden kann. Poesie ist auch nicht an erster Stelle Geschriebenes, sondern eine Lebenshaltung, eine Geistesverfassung, eine seelische Einstellung ... Poesie ist schließlich ein Spiel. Damit das Spiel aber ganz vollzogen wird, bedarf es auch noch des Spielens mit der Sprache; und hier wird es ernst, denn die Sprache gibt nur her, was man ihr mühsam abringt."

Diese Zeilen stehen in der Einleitung einer kürzlich erschienenen **"Anthologie ostbelgischer Dichter"**. Herausgegeben wurde sie im Auftrag des belgischen Kulturministeriums (Kulturamt für die deutschsprachige Gegend) von Dr. Jules Aldenhoff in Zusammenarbeit mit Kulturinspektor Firmin Pauquet.

Versucht wurde in dem gut 100 Seiten starken Bändchen, einen Querschnitt durch die hochdeutsche Dichtung im Osten unseres Landes zu geben. Der Bogen spannt sich von Robert Hamacher (Jahrgang 1892) bis Suzanne Visé (Jahrgang 1949). 60 Jahre liegen zwischen den schwermütigen, von Tod und Abschied überschatteten Versen Hamachers und denen von Suzanne Visé, Marcel Bauer und Hans Niessen.

Das "Spiel mit der Sprache" hat sich grundlegend gewandelt. Zwischen der Vorkriegsgeneration und den jüngeren Dichtern gibt es kaum etwas Verbindendes. Sprechen sie überhaupt dieselbe Sprache? Karg und herb ist sie geworden, die Sprache unserer jungen Dichter. Der schmückenden Beiwörter hat man sie beraubt. Was geblieben ist, ist das Wesentliche, sind oft nur einzeln hingeworfenen Wörter. Und doch ist diese Sprache reich. Reich an Bildern und Assoziationen, die manchmal ein Klima von großer poetischer Dichte schaffen.

Zugegeben: es ist nicht alles leicht zugänglich, was sie schreiben. "Ist das ein vor- oder nachpoetisches Chaos?" so fragt Dr. Aldenhoff in seiner Einleitung. Und er gibt auch die Antwort: "In Zeiten des Umbruchs haben selbst die Scharfsinnigsten nur selten die Gefühlswelt der aufkommenden Generation

verstanden und gutgeheißen. Was heißt übrigens verstehen ?
Zum Verständnis von Gedichten gehört weniger Verstandesar-
beit als Einfühlungsvermögen."

"In deines Lebens Garten
Blüh'n Blumen mannigfalt ...
Doch wer will Glück erwarten ?
Die Blumen welken bald."

So dichtete Robert Hamacher. Und noch bei Emil Gennen (Jahr-
gang 1932) ist das Versmaß klassisch, die Form konventionell :

"Welker Blumen Stengel geh'n
in der Stürme lautem Weh'n,
wie ein Schifflein auf dem Meer,
dauernd ächzend hin und her."

Andere Wege gehen Bauer, Niessen und Visé. Hier von jedem
der drei eine Kostprobe :

"wir sammeln
pilze im kanal.
im zweiten strauch hängt Absalon ;
der regen
hat ein loch im bauch ... " (M. Bauer)

ICH BIN
UNTER DER MÜTZE
DES BRIEFTRÄGERS,
EIN UNTERWOHNTE
HAUS
TIEFER ALS UNTERWÄSCHE
MIST UNTERM HAHN
UNTER ALLER KANONE
WURM UNTERM STEIN
KURZ,
SEHR HERUNTERGEKOMMEN.
(Hans Niessen)

manchmal
 fällt der nacht
 der schwarze farbtopf
 zu früh aus der hand.
 man nennt es dann winter
 wenn heulend lieder
 tief in müde kamine fallen
 wenn die sterne sich häuten
 und die häuser weiße kapuzen
 auf zentralgeheizte hirne setzen.

(S. Visé) (1)

Die Cäsur des zweiten Weltkrieges ist deutlich sichtbar. Die liedhafte Form des neunzehnten Jahrhunderts ist verschwunden. Deutlich sind die Spuren des Expressionismus. Die Naturlyrik, die seit Goethe einen besonderen Platz einnahm und die nichts mit "Wald- und Wiesenpoesie" gemein hatte, scheint tot zu sein. Im Walten der Natur sieht man nun nicht mehr das Walten göttlicher Kräfte. Wahrscheinlich ist dies der Tribut, den die Dichtung an unsere technisierte Zivilisation zahlen muß.

Zum Schluß noch eine Bemerkung : Das Bändchen ost-belgischer Poesie kommt nicht in den Handel. Es wird jedoch an die öffentlichen Bibliotheken (auch an die größeren Bibliotheken des Auslands) und an die Schulen vergeben.

- (1) Neben Versen von R. Hamacher, E. Gennen, M. Bauer, H. Niessen und S. Visé bringt die Anthologie Gedichte von V. Gielen, P. Emonts-pohl, M. Th. Weinert-Mennicken, G. Tatas und L. Wintgens. Im Anhang finden sich zu jedem Dichter ein paar kurze biographische Notizen.

Kennst Du Deine Heimat ?

Hier die Lösungen der Fragen aus Heft Nr. 9 :

Zu Bild A (Wo steht der Brunnen ?)

Lösung : In Moresnet/Dorf, im Burghof der Ruine **Alensberg**.
Sein Grundwasser, wie auch das Grundwasser eines zweiten Brunnens, der im Burghof steht, ist versiegt.

Zu Bild B (Wo findet man diese alte Wasserzapfstelle ?)

Lösung : Sie befindet sich an der von Gemmenich nach Sippenaeken führenden Straße, und zwar dort, wo die aus Bleyberg kommende Straße in erstere einmündet, kurz vor der Hufschmiede.

Zu Bild C (Wo ist diese Handpumpe angebracht ?)

Lösung : An der Mauer im Burghof der Eyneburg in Hergenrath. Sie liefert noch immer Wasser.

Zu Bild D (Wo steht diese Pferdetränke ?)

Lösung : Sie steht in Henri-Chapelle, an der Abzweigung nach Ruyff. Soweit ich erfahren konnte, diente sie im vorigen Jahrhundert als Pferdetränke für die Postkutsche, die von Lüttich über Henri-Chapelle nach Aachen fuhr. Sie wird jedoch nicht ausschließlich den Postkutschenpferden vorbehalten gewesen sein.

Und nun zu neuen Aufgaben ! Kennst du deine Heimat ?
Auch ihre Kirchen ? Von innen und außen ? Na, wir wollen sehen.

Frage eins : Wo stehen die vier hier abgebildeten Kirchen ?

Frage zwei : Welche Innenansicht gehört zu welcher Kirche ?

Frage drei : Gehört vielleicht eine der Innenansichten **nicht** zu einer der abgebildeten Kirchen ?

Viel Erfolg beim Raten wünscht Euer Photoquiz-Freund

Jac. Demonthy

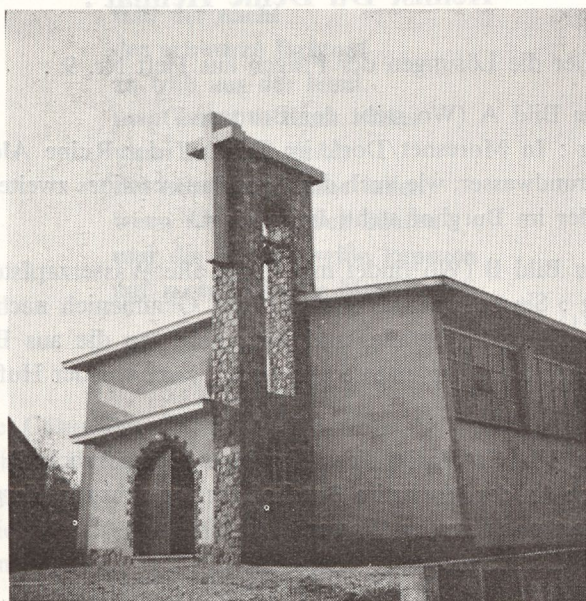
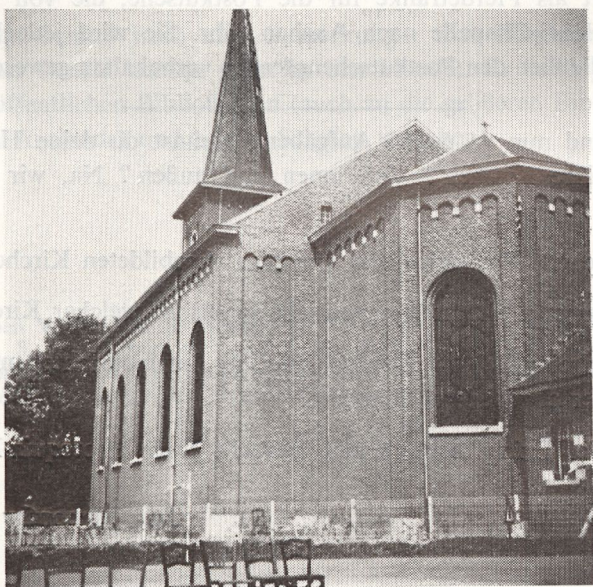
Bild A**Bild B**

Bild C

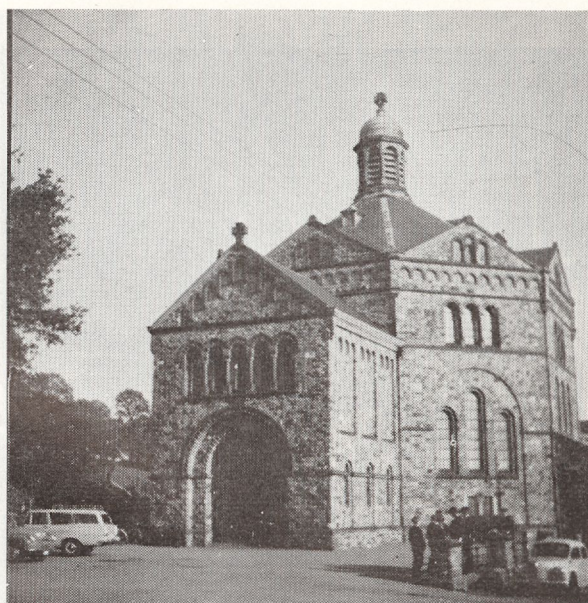


Bild D



Bild W**Bild X**

Bild Y**Bild Z**

